INTERNATIONALE
ZEITSCHRIFT FÜR

INDIVIDUAL PSYCHOLOGIE

ARBEITEN AUS DEM GEBIETE DER PSYCHO-
THERAPIE, PSYCHOLOGIE UND PÄDAGOGIK

GELEITET VON

DR. ALFRED ADLER

PROFESSOR AM LONG ISLAND MEDICAL COLLEGE, NEW YORK

14. JAHRGANG, NR. 1 / JAN. / MÄRZ 1936

REDAKTION U. ADMINISTRATION:
WIEN VI., JOANELLIGASSE 6

VERLAG VON MORITZ PERLES, WIEN

STÄNDIGE MITARBEITER: DR. J. CARRUTHERS YOUNG, M. C., M. D., M. S. (LONDON), DOZENT STEFAN v. MADAY (BUDAPEST), DR. D. G. CAMPBELL (CHICAGO), PROF. DR. A. R. RADCLIFFE-BROWNE (CHICAGO), DR. P. H. RONGE (UTRECHT), DR. OLIVER BRACHFELD (BARCELONA), PROF. EYÜP HAMDI BEY (ÖDEMIS), DR. DEMETRIOS MORAITIS (ATHEN), PROF. FELIX ASNAOUROW (ARGENTINIEN), DR. ARTHUR HOLUB (WIEN), DR. RUDOLF DREIKURS (WIEN), DR. LYDIA SICHER (WIEN), FERDINAND BIRNBAUM (WIEN), DR. ERWIN O. KRAUSZ (WIEN), DR. FRANZ PLEWA (WIEN) u. a.

SCHRIFTLEITER: DR. LADISLAUS ZILAHI, WIEN, VI., JOANELLIGASSE 6

Wir bitten unsere Leser, die Zeitschrift in ihrem Bekanntenkreise zum Abonnement zu empfehlen und bei Werbung von neuen Lesern mitzuwirken, bzw. unsere Propaganda durch die Angabe von Adressen zu unterstützen, an die wir bereitwilligst Probehefte versenden.

Die den *redaktionellen Teil* der Zeitschrift betreffenden Mitteilungen und Manuskripte sind an den *verantwortlichen Schriftleiter: Dr. Lad. Zilahi, Wien, VI., Joanelligasse 6,* zu senden.

Alle Rechte, auch die der Übersetzung oder teilweisen Wiedergabe der in dieser Zeitschrift veröffentlichten Arbeiten, *vorbehalten.*

Der 13. Jahrgang der „Internationalen Zeitschrift für Individualpsychologie", 1935. erscheint vierteljährlich in einem Gesamtumfange von 260 Druckseiten (in Großoktavformat). In den nachstehenden Bezugspreisen ist das Porto inbegriffen:

		im Jahresabonnement:	Einzelheft:
Österreich	Schilling	13.—	4.—
Deutschland	Reichsmark	7.50	2.50
England	s	11/—	3/—
U. S. A.	Dollar	4.—	1.25
Frankreich	Francs	50.—	15.—
Italien	Lire	35.—	10.—
Spanien	Pesetas	25.—	7.50
Schweiz	Franken	10.—	3.—
Holland	Gulden	5.—	1.50
Belgien	Belga	12.50	4.—
Dänemark	Kronen	13.—	4.—
Schweden	Kronen	11.—	3.50
Norwegen	Kronen	11.—	3.50
Polen	Zloty	15.—	4.50
Tschechoslowakei	Kč	70.—	22.—
Ungarn	Pengö	12.—	4.—
Jugoslawien	Dinare	150.—	45.—
Rumänien	Lei	350.—	100.—
Übriges Ausland	Schweizer Franken	10.—	3.—

Überweisung in *Österreich* durch die österr. Postsparkassa (Kontonummer: A 198.971) oder mittels Postanweisung, im *Auslande* mittels Bankschecks an die *Administration der „Internationalen Zeitschrift für Individualpsychologie", Wien, VI., Joanelligasse 6.* Alle die Administration der Zeitschrift betreffenden Wünsche und Mitteilungen sind an diese Adresse zu richten.

Auslieferung für den Buchhandel: Verlag Moritz Perles, Wien, I., Seilergasse 4.

XIV. JAHRGANG 1936 / HEFT 1

INHALT:

Seite

Prof. Dr. ALFRED ADLER: Das Todesproblem in der Neurose 1
LAWRENCE E. OPEDAL: Die erste Kindheitserinnerung eines Delinquenten . . . 7
A. H. MASLOW: Das soziale Verhalten der niederen und höheren Affen 14
Dr. med. FRANZ PLEWA: Shakespeare und die Macht 26
Dr. med. ADELE HORVAT: Lord Byrons Charakter 37
ROBERT FRESCHL: Friedrich Nietzsche und die Individualpsychologie 50
BUCHBESPRECHUNGEN 61
CHRONIK: Nachrichten und kleine Mitteilungen 62

Das Todesproblem in der Neurose.

Von Prof. Dr. ALFRED ADLER (New York).

Es ist wenig darüber bekannt, wie die Erfahrung des Todes auf das Kind im frühen Alter wirkt. Sicherlich läßt sich eine einheitliche Antwort nicht finden. Unseren Befunden gemäß ist es sicher, daß die Fertigstellung des Lebensstils etwa im 3. Lebensjahr einen entscheidenden Unterschied ausmacht. Vor dieser Zeit scheint der Eindruck oder die Haftung einer solchen Erfahrung kaum anders zu sein als das Verschwinden einer mehr oder weniger bekannten Person oder Sache, eine recht häufige Begebenheit im Leben des Kindes, Eindruck machen kann. Vielleicht wirkt sich ein solcher Eindruck derart aus, daß das Kind sich auf die Tatsache des Verschwindens nach seinem eigenen Gutdünken einstellt. Es dürfte mit der Tatsache, daß Personen und Dinge verschwinden können, rechnen lernen.

Anders, wenn es nach dem 3. Jahre etwa in den Hauptlinien seines Lebensstils zu den Problemen der Außenwelt Stellung genommen hat. Da wird eine solche Erfahrung oder der Anblick eines Toten nach diesen Hauptlinien gemessen, perzipiert, assimiliert, verdaut und beantwortet. Der höhere oder geringere Grad des Fertigwerdens mit erledigten Tatsachen wirkt sich dabei wohl aus. So auch bei Erwachsenen. Daß dabei der verzärtelte Lebensstil mit seinem „Alles-oder-Nichts"-Komplex, mit seiner Ichbezogenheit, mit seinem Leiden bei unerfüllten Wünschen und mit seinen aufgepeitschten Gefühlen deutlicher hervortritt, in tausend Varianten, ist individualpsychologisch leicht festzustellen. Daß dieser „verzärtelte Lebensstil" als ihre eigene Schöpfung fast häufiger bei vernachlässigten oder sich vernachlässigt fühlenden Kindern zustande kommt, habe ich stets betont. Da spielt dann die größere oder geringere Verbundenheit des Kindes mit der verstorbenen Person die Hauptrolle. Es kommt nicht selten vor, daß ungeliebte oder die Verbundenheit des Kindes mit einer anderen Person störende Personen durch ihren Tod keinerlei traurige Empfindung auslösen, gelegentlich sogar Genugtuung. Was das Kind dabei denkt, ein Verschwundensein auf ewig oder eine zeitliche Begrenztheit, ist sicherlich auch in Betracht zu ziehen. Ebenso seine Auffassung von der Größe des Unglücks, das die verstorbene Person und die Umgebung betroffen hat.

Die Allgemeinheit der Tatsache des Sterbens wirkt sich wieder in verschiedener Weise aus, sicherlich immer auch in der Beziehung auf die eigene Person. Zu der Tatsache, daß das Leben beschränkt ist, nimmt jeder in seiner ganzen Haltung zum Leben Stellung. Alle seelischen und automatischen Ausdrucksformen nehmen teil daran. Selbstmord und verschleierte Formen desselben, wie Wahnsinn und Süchtigkeit, sind mehr

oder weniger aktive Stellungnahmen gegen vermeintliche Verhinderungen, den Gesetzen des Lebens weiter folgen zu können.

Kein Widerspruch wird sich finden lassen gegen die individualpsychologische Auffassung, daß in der sich mit evolutionärer Kraft durchsetzenden Struktur des Lebens drei Hauptlinien zu erkennen sind. Die eine nach Verewigung menschlichen Lebens strebend, die andere nach erfolgreicher Überwindung äußerer Schwierigkeiten, die dritte nach Stellungnahme zu den Aufgaben des gesellschaftlichen Lebens. Alle drei Strebungen sind Teile eines untrennbaren Ganzen, der Funktion des Lebens. Die Bedrohung einer derselben, die Blockade einer derselben im Gefühl des Lebenden infolge fehlerhafter Richtung, eines fehlerhaften Endziels, eines fehlerhaften Lebensstils, bedrohen das Ganze, erscheinen als Gefahr für das Leben. Die dabei entstehenden Schockresultate werden im besten Falle überwunden, sonst aber durch die drohende Gefahr einer entscheidenden Niederlage als erleichternde Alibis fixiert (Neurose) oder bei größerer Aktivität durch aktive Fehlschläge (Delinquenz etc.) zum scheinbar erfolgversprechenden Abweg weitergeführt. Der Schock manifestiert sich immer im Ausdruck der Unfähigkeit, ein vorliegendes, notwendiges soziales Problem zu lösen (Minderwertigkeitskomplex), aus dem sich dann in der Ergriffenheit des Körpers und der Psyche der Rückzug vom Problem oder der Aufstieg ergibt, im Falle unterwertigen Gemeinschaftsgefühls der aktive Fehlschlag.

Diese Phase der Erschütterung liegt immer auf dem Wege der Todesfurcht, da die Linie zur erfolgreichen Lösung des vorliegenden Problems vorerst abgeschnitten zu sein scheint. Die erfolgreiche Problemlösung aber ist ein Bestandteil der Lebensmöglichkeit.

Ein 5jähriger Junge erhielt von seiner Tante eine Ohrfeige. Laut weinend rief er aus: „Wie kann ich weiterleben, nachdem du mich so erniedrigt hast?“ In späteren Jahren entwickelte er eine Melancholie, in der er stets den Tod und Selbstmord im Sinne hatte.

Wie wenig andererseits der Tod Kinder berührt, die den verzärtelten Lebensstil besitzen und zugleich — eine der tausend Nuancen — daran gewöhnt sind, daß ihnen die betreuende Person Personen und Sachen entzieht, zeigt der Fall eines 6jährigen Jungen, dem man den Tod seines Vaters mitteilte, worauf er sich an seine Gouvernante wandte und sie fragte: „Kann ich jetzt spielen gehen?“ Ich traf ihn 30 Jahre später, als er finanziell zugrunde ging. Er trug es mit der gleichen Unberührtheit, wie den Tod seines Vaters.

Bei Neurotikern, die, wie ich gezeigt habe, alle den verzärtelten Lebensstil besitzen, wenig Gemeinschaftsgefühl in der Kindheit entwickelt haben und ebensowenig Aktivität, fällt schwer ins Gewicht, sobald sie vor einer Niederlage zu stehen glauben, die ihre Eitelkeit, ihr Prestige zu erschüttern droht, daß sie in ihrem Gefühlsüberschwang einen so schweren Schock erleiden, der ihnen wie der Tod zu Gemüte kommt. Einen Schritt weiter, und sie sehen im Tod die einzige Hoffnung, einen eminenten Prestigeverlust zu vermeiden, wie im Selbstmord oder im Spiel mit einem Todeswunsch. *Freud* hat schon lange vorher diesen Todeswunsch in den Träumen seiner Patienten nachgewiesen, ihn aber gemäß seiner Auffas-

sung von der Sexuallibido und von dem angeborenen Destruktionstrieb mißverstanden. Er hat trotz meiner Hinweise bisher übersehen, daß der von Kindheit an „potentielle" Neurotiker zu viel an sich denkt („Warum soll ich meinen Nächsten lieben?"), wegen seines der Wirklichkeit entfremdeten Weltbildes wie in Feindesland lebt, überempfindlich, ungeduldig, überhitzt in seinen Gefühlen und in der Überschätzung seiner eigenen Person unweigerlich zu dem künstlichen Erziehungsfehler des „passiven" Ressentiments kommt, wie ich im „Aggressionstrieb in der Neurose", 1908, und in „Über den nervösen Charakter", 1912, auseinandergesetzt habe. Die mangelhafte Entwicklung seines Gemeinschaftsgefühls und seiner Aktivität macht aus ihm den Erwartungstyp (siehe auch *Kräpelin*), der das Gemeinschaftsgefühl der andern voraussetzt und ausbeutet, im Gegensatz zum Delinquenten, der den andern als Gegner und Beute betrachtet.

Stets anläßlich eines „exogenen Fakts", einer sozial zu lösenden Aufgabe, der sich der potentielle Neurotiker nicht gewachsen glaubt und die sein hoch gesteigertes Prestigeverlangen zu vernichten droht, erfolgt der Schock, der körperliche und seelische Irritationen, Symptome, hervorruft. Nun erfolgt die Rettung vor endgültigem Prestigeverlust ähnlich wie in der Kindheit, wenn ein Erfolg verweigert war. Das ganze Interesse des Neurotikers wendet sich den Schockresultaten, den Symptomen, zu. Die mit Prestigeverlust drohende Aufgabe ist nahezu vergessen, der Patient erklärt sich „wegen der Symptome und nur wegen dieser" unfähig, seine Aufgabe zu lösen, und erwartet deren Lösung von den andern, oder zumindest die Enthebung von allen Forderungen, nicht selten auch nur „mildernde Umstände". Er hat sein erleichterndes „Alibi" und fühlt sein Prestige gewahrt. Die dem Lebensprozeß eingebettete Erfolgslinie kann weiter unter Zahlung der Unkosten frei von Unterbrechung bleiben. Das so wichtige Prinzip des Lebens, Streben nach erfolgreicher Lösung eines Problems, ist nicht mehr bedroht, das Todesproblem rückt in die Ferne. Kann aber mehr oder weniger deutlich im Auge behalten werden, je nach dem Lebensstil des Betroffenen, das eine Mal deutlicher, das andre Mal undeutlich, — *Freud* würde sagen: unterdrückt im Unbewußten. Das Leiden des Patienten ist real, meist zum Schutze vor Prestigeverlust übertrieben. Es ist ein allgemeiner Mißbrauch in der psychiatrischen Literatur, als ob der Patient in die Neurose flüchte, als ob er in seine Symptome verliebt wäre, als ob er seine Symptome nicht aufgeben wollte. Im Gegenteil: er gäbe sie gerne auf, wenn er nicht das scheinbar schwerere Übel riskieren würde: die Todesgefahr im Prestigeverlust.

Törichte Anfänger im Verständnis der Individualpsychologie ziehen den Schluß, als ob wir den Neurotiker verantwortlich machen wollten für sein Leiden. Dies Mißverständnis rührt wohl aus einer Unkenntnis der Unzulänglichkeit unserer Sprache her. Indem wir es begreiflich machen, schließen sie, als ob auch der Patient begreifen könnte. Er ist erst verantwortlich, nachdem er begriffen hat. So auch der Kritiker.

Die Erfassung des obigen Problems eröffnet eine weite Perspektive. Der faktische Tod bedeutet ja gleichfalls das Ende des Strebens nach erfolgreicher Lösung der Lebensprobleme. Die vielfachen Strebungen, den leiblichen Tod in seiner Geltung zu verringern, sind bekannt. Der geistige

Tod, wie er besonders dem Neurotiker vorschwebt, hat nicht weniger schreckende Kraft.

Hier ein Beispiel aus der klinischen Praxis:

Eine 30jährige Lehrerin, seit 6 Monaten verheiratet, hat in dem ökonomischen Sturm der letzten Jahre ihre Stellung verloren. Auch ihr Mann wurde stellungslos, und so entschloß sie sich, sehr gegen ihren Willen, eine Stelle als Schreibkraft anzunehmen. Täglich fuhr sie in einer Untergrundbahn zu ihrer Arbeit, als eines Tages sie der Gedanke überfiel, *wenn sie nicht sofort von ihrem Stuhl aufstünde, so müßte sie sterben.* Sie wurde von Kollegen nach Hause gebracht, wo sie sich von ihrem Schrecken erholte. Aber nun überfiel sie derselbe schreckliche Gedanke an einen plötzlichen Tod jedesmal, wenn sie die Untergrundbahn benützte, so daß eine Weiterarbeit gänzlich ausgeschlossen war.

Die generelle Einsicht in den Fall war nicht schwer. Die Individualpsychologie legt mehr als andere Schulen Gewicht auf die Art der Bewegung und rechnet dieselbe gleich wie die Bewegung des Sprechens zu den deutbaren Ausdruckformen des Individuums. Auch das gedankliche und aussprechbare Material ist durchsetzt von unverstandenen Regungen, wie ich gezeigt habe. Das gleiche gilt für alle andern Arten der Bewegung, die sich im Zusammenhang mit der Außenwelt zeigen. Das Untersuchungsfeld der Individualpsychologie ist, im Gegensatz zum Untersuchungsmaterial anderer Schulen, die in Akten vollzogene Beziehung eines eigenartig stilisierten Individuums zu Fragen der Außenwelt. Die Inhalte und Einzelfunktionen des Seelenlebens (Perzeption, Gedächtnis, Denk- und Fühlsphäre, Instinkte, Libido, Triebe, Reflexe, Ganzheiten etc.) nehmen das Interesse anderer Schulen mehr in Anspruch. Wir sind dankbar für jede Erweiterung unseres Wissens in dieser Richtung, sind aber weit entfernt anzunehmen, daß aus selbst erkannten Inhalten das Rätsel einer einmaligen Persönlichkeit verstanden werden kann. Deshalb befassen wir uns mit dem nahezu Meßbaren, der Bezogenheit des einmaligen Individuums zu den Lebensproblemen. Wer diese Unterschiede im untersuchten Material nicht kennt, wird leicht geneigt sein, jede andere als seine Schule als „unwissenschaftlich", als „nicht tief genug" etc. zu verwerfen.

Sehen wir also in unserem Falle vom gedanklichen Inhalt der angstvollen Vorstellung der Patientin ab, der ihr den Tod als drohend vor Augen führt, so finden wir eine Bewegung, die nach unserer Voraussetzung als für die Patientin erfolgreich anzusehen ist. Sie bewegt sich demnach von einem als Niederlage empfundenen Platz zu einer andern Stelle, die irgendwie Schutz verspricht vor der befürchteten Niederlage. Setzen wir nun die Inhalte ein, so muß der Sitz auf jedem Stuhle, und offenbar was damit zusammenhängt, die Arbeit an dieser Stelle, als erniedrigend, als völlige Niederlage ihr erschienen sein. Daraus allein läßt sich vieles über den Lebensstil und das Weltbild dieser Patientin sagen. Sie muß große Eitelkeit besitzen, Eigendünkel, ein wahrscheinlich übertriebenes Selbstbewußtsein, muß einen Mangel an Gemeinschaftsgefühl aufweisen und einen Mangel an Aktivität, eine spezielle Nuance des „verzärtelten Lebensstils". Es müßten schon starke Argumente ins Treffen zu führen sein, um diese Schlußfolgerungen aufzuheben.

Aber, so sehr wir selbst von unseren Schlüssen überzeugt sein mögen, wir haben die Pflicht, die Patientin zu überzeugen und Lernende zu unterrichten. Daher haben wir aus ihrer genauen Biographie Bestätigungen zu erbringen, auch auf die Gefahr hin, uns selbst korrigieren zu müssen. Aus ihrer Kindheit entnehmen wir, daß sie die zweite Schwester unter drei Kindern war. Das dritte Kind war ein Knabe. Ich habe gezeigt, daß der Zweitgeborene leicht eine Erfolgsmöglichkeit dahin ausarbeitet, dem ersten über den Kopf zu wachsen. So war es auch hier. Die Patientin erzählte, daß ihre Schwester bei dem mürrischen Vater nie etwas durchsetzen konnte, sie immer, und zwar zumeist durch Weinen. Diese als „Wasserkraft" zu bezeichnende Beziehung zum andern ist die Waffe des Schwachen, des weniger aktiven Menschen, und verspricht Erfolg durch Erweichung des andern. Mit demselben Mittel erreichte sie es auch, jeden Vorteil ihrer Schwester auch für sich in Anspruch zu nehmen. Als erstere anläßlich eines Schlußexamens einen Ring von der Mutter bekam, ließ Patientin mit Bitten und Tränen nicht ab, bis sie denselben Ring erhielt. Der jüngere Bruder war ihr ein starker Rivale. Er war des Vaters Liebling, der sich wenig um Frau und um die Mädchen kümmerte. Auch war die Ehe der Eltern nichts weniger als glücklich, was die Auffassung der Patientin über die Zuverlässigkeit der Männer seit jeher erschüttert hatte. Auf die Frage, ob sie in ihrer Ehe glücklich sei, begann sie heftig zu weinen und erklärte, sie sei die glücklichste Frau. Gefragt, warum sie dann weine, antwortete sie, sie fürchte immer, es könne nicht so bleiben. Alle wirklichen und möglichen Niederlagen erschütterten sie aufs heftigste. Das Endziel, dem sie offensichtlich zustrebte, war, ihre Überlegenheit und Sicherheit dadurch zu festigen, daß sie gewohnheitsmäßig, freilich ohne den Zusammenhang zu verstehen, das Bild einer leicht erschütterbaren Person bot, die auf die Weichheit und Nachgiebigkeit ihrer Umgebung rechnete, demnach, wie alle Neurotiker, dem vorhin geschilderten Typus angehörte, der wenig Interesse am andern hat, ihn eher als Ausbeutungsobjekt betrachtet und wenig Aktivität zeigt.

Zwischen sich und die als erniedrigend empfundene Stelle schob sie das sichernde Todesproblem ein. D. h. es stellte sich von selbst ein, als Patientin sich jeder Erfolgsmöglichkeit beraubt glaubte. In dieser Richtung sind auch ihre Träume von Interesse, in denen stets Bilder von Gestorbenen auftauchten. Wer die individualpsychologische Traumlehre kennt, wird davon nicht überrascht sein, hätte sogar ihre Trauminhalte erraten können. Ihr Lebensstil mußte diese Auswahl treffen, um den Gedanken des Todes nicht verschwinden zu lassen. So kam sie zu Verstärkungen ihrer schreckenden Vorstellung vom Tode, indem sie ein verstärkendes Training im Traume durchführte. Man kann ihre Haltung in der Neurose einfach und kurz dahin ausdrücken, als ob sie sagen wollte: lieber sterben als diese Stelle behalten. Was letzten Endes ja nicht sterben bedeutet, sondern die Stelle aufgeben.

Was ihr in ihrem Falle bekannt war, waren zusammenhangslose Einzelheiten. Was ihr nicht bekannt war, ist der Zusammenhang, der sich aus ihrer Lebensform, ihrem Weltbild und den äußeren Faktoren zusam-

mensetzte. Manche nennen diesen unverstandenen Zusammenhang das Unbewußte. Dann aber ist er auch im Unbewußten aller derer, die diesen Zusammenhang nicht verstehen.

Daß das in der Neurose auftauchende Todesproblem auch weitere Komplikationen zuläßt, und zwar nicht selten und in mannigfachen Übergängen, will ich an folgendem Falle erörtern.

Ein etwa 50jähriger Mann klagte über ein zwangshaft auftretendes Symptom, sich aus dem Fenster zu stürzen, sobald er sich in einem höheren Stockwerk befand. Dieses Symptom habe ihn seit seiner Pubertät stets erschreckt, besonders auch deshalb, weil er in seinem mit großem Erfolg tätigen Beruf gezwungen war, auch Personen in höheren Stockwerken zu besuchen.

Der erste Gedanke, der in mir auftauchte, war, daß dieser Mann doch lebendig vor mir steht. Das heißt wohl, daß er den Todeswunsch siegreich überwunden hatte und noch überwindet. Es schien mir eines jener vielen Spiele zu sein, wie sie Kinder oft heimlich spielen, nicht auf eine Spalte zwischen den Steinen zu treten etc. Auch eine Ähnlichkeit mit gewissen abergläubischen Regungen war nicht von der Hand zu weisen. Er erschien als der Sieger über eine schwere Bedrückung.

Aus seiner Biographie ging hervor, daß er der Jüngste einer kinderreichen Familie war, der verzärtelte Liebling seiner Mutter, und daß er alle die von mir geschilderten Charaktere eines verzärtelten Kindes gehabt hatte. Derzeit aber hat er sie alle größtenteils überwunden. Abermals stand er als Überwinder vor mir.

Eine schöne Bestätigung fand meine Auffassung in dem Sinne einer ältesten Kindheitserinnerung, wie mir ja Interpretationen ältester Erinnerungen als eine der wertvollsten Gaben der Individualpsychologie erscheinen. Er erzählte, daß er mit Schrecken zum ersten Schultag in die Schule kam. Da traf er einen Knaben, der Miene machte, sich auf ihn zu stürzen. Fast wäre er in Ohnmacht gefallen. Dann aber nahm er alle Kräfte zusammen, warf sich auf den Knaben und ging als Sieger aus dieser schrecklichen Lage hervor.

Hier ein Fall, der zeigt, wie die aus einem Schock geborene Todesfurcht zum Antrieb genommen werden kann, sich in deren Überwindung als Sieger zu fühlen. Hätte der Patient diesen Zusammenhang gekannt, dann wäre ihm sein Heroismus als ein kindisches Spiel erschienen. So aber gab ihm sein Beruf eine gehäufte Gelegenheit, sich in fiktiver Weise zu bewähren. Er sah auf die Schockresultate, die Symptome seiner Neurose, ich auf die Folgen. Hätte er sich darüber gefreut, dem Tod ein Schnippchen zu schlagen, er wäre des ihm liebgewordenen Spieles bald überdrüssig geworden. Es hätte den ganzen Wert seiner Erfolgshascherei in Frage gestellt. Sein eitler, selbstgefälliger Lebensstil hatte die Oberhand und diktierte, was er ansehen und was er nicht ansehen sollte.

Die erste Kindheitserinnerung eines Delinquenten.

Von LAWRENCE E. OPEDAL,
Student Prof. Dr. Alfred Adlers in Kriminologie (New York).

Unsere Begegnung mit B. fand am zweiten Tag, nachdem er aus dem Staatsgefängnis entlassen worden war, wo er eine Strafe von einem Jahr und einem Tag wegen Ankaufes von falschen Banknoten abgebüßt hatte, statt.

B. hat ein angenehmes Äußeres, ist 24 Jahre alt, ledig, intelligent, gut gekleidet. Seine ersten Worte, nachdem er sich niedersetzte, waren, er sei froh in Freiheit zu sein und *er besitze keinen Freund auf dieser Welt.*

Noch bevor wir mit der Untersuchung anfangen, beginnt mich B. nach den Gesetzen der Astrologie zu analysieren. Er erzählt, daß die Gefangenen im Gefängnis vor ihm Respekt bekamen, wegen seiner ihm innewohnenden astrologischen Kraft.

Zu unseren vereinbarten Zusammenkünften kam B. ungewöhnlich *unpünktlich.* Das zweite Mal haben wir ihn gesehen, nachdem er viele Verabredungen *nicht eingehalten* hatte. Er entschuldigte sich mit einer detaillierten Schilderung seiner Krankheit.

Das letzte Mal haben wir ihn nach einer Reihe nicht eingehaltener Vereinbarungen gesehen. Er entschuldigte sich, indem er sagte: „*Ex-Sträflinge sind eben so.*" B. schmeichelte mir während unseres Gespräches in übertriebener Weise.

Einmal kam B. zu mir ohne vorherige Abmachung. Er fand mich im Gespräch mit einem alten ernsteren Verbrecher, der vor kurzem aus einem Gefängnis entlassen worden war. Nachdem die beiden einander vorgestellt waren, begannen sie eine Diskussion über Nationalökonomie und Philosophie. Zeitweise fand ich es nötig, sie wegen zu lauten Gespräches zu ermahnen.

Wir wollen einen kurzen Überblick des von ihm selbst geschilderten Vergehens geben:

Neun Monate vor seiner letzten Verhaftung bestritten B. und sein Komplize ihren Lebensunterhalt mit falschen Banknoten. Um im Falle der Verhaftung nicht mit falschen Banknoten erwischt zu werden, versorgte der eine von ihnen den anderen mit Banknoten, während dieser andere mit einer einzigen Banknote ins Geschäft kam, um einen kleinen Einkauf zu machen mit der Entschuldigung, daß er einen Zehndollarschein wechseln wolle.

Auf diese Weise sollten systematisch alle Distrikte der Stadt abgegangen werden.

Am Abend vor ihrer Verhaftung versuchte B. einem Schuhmacher einen Zehndollarschein für die Reparatur seiner Schuhe einzuhändigen. Der Schuhmacher konnte nicht wechseln und wollte den Schein in ein nächstliegendes Geschäft tragen. B. nahm aber den Schein wieder an sich und sagte, er werde selbst wechseln. Er kaufte im erwähnten Geschäft etwas für sechzig Cents, hielt den Schein in der Hand, bis der

Verkäufer den Rest auf den Ladentisch hinlegte. Als B. die Ausgangstür erreicht hatte, rief ihn der Geschäftsführer zurück, und als B. zögerte, packte ihn der Geschäftsführer bei der Schulter. Ein Wachmann wurde gerufen, und B. wurde nach weiteren gefälschten Banknoten untersucht. B. erklärte, er hätte nicht gewußt, daß das Geld gefälscht sei, und wollte mit einem echten Dollarschein zahlen. Der Wachmann wollte ihn freilassen, aber der Geschäftsführer bestand auf seiner Verhaftung.

B. *wies nun auf die von ihm gemachten Fehler hin.* Erstens hätte er den Schuhmacher das Geld im Geschäft wechseln lassen sollen. Zweitens sollte er nie in eine Filiale eines Kettengeschäftes gehen, weil diese Geschäfte mit der Börse in Verbindung stehen und keine Milde gegen Falschmünzer kennen. Schon einige Male vorher war er ertappt worden, aber jedes Mal gelang es ihm, sich als unschuldig aufzuspielen. B. zahlte dem Agenten des Falschmünzerkonsortiums 28 Dollar für 100 Dollar. Bevor man ihn verurteilte, versprach man ihn freizulassen, wenn er den Agenten nennen würde, *aber er weigerte sich*, weil er die Konsequenzen eines solchen Verrates fürchtete. Verlust von dessen späterer Zusammenarbeit und tätliche Angriffe.

Früher bestanden seine kriminellen Handlungen im Verkauf von Versicherungspolizzen einer nicht bestehenden Gesellschaft. Er pflegte in einer fremden Stadt zu erscheinen und hatte einige Hundert gedruckter Versicherungsformulare bei sich, die den Namen einer nicht existierenden Gesellschaft in einer anderen Stadt trugen. Er wählte als aussichtsvolle Kunden leichtgläubige Typen von Menschen und verlangte nach einem Abschluß eine Angabe von 10 Dollar. Wenn die Kunde keine 10 Dollar hatte, trug B. ihr an, aus eigener Tasche die fehlenden zwei oder drei Dollar für die erste Zahlung zu ergänzen. Er übte diesen Betrug in einigen großen Städten aus, dann wandte er sich dem Ankauf falschen Geldes zu, weil dies vorteilhafter war.

Noch früher bestanden seine ungesetzlichen Handlungen im Verkauf von Lotteriekarten, die er betrügerisch präparierte. An einem Vormittag pflegte er eine ganze Anzahl solcher Karten an Geschäftsinhaber zu verkaufen, jedes Kartenspiel für 40 Dollar. Manchesmal pflegte er ein solches Kartenspiel für ein Essen zu verkaufen, indem er sich für *hungrig* ausgab. B. erklärte mir, er vermute selbst, daß ihm jede Moral fehle, indem er an das Mitleid des Geschäftsmannes appellierte und in derselben Zeit ihm Geld stahl. Da das Spiel mit den Lotteriekarten ungesetzlich war, hielt der Geschäftsinhaber die Karten versteckt. Um die Karten aus dem Versteck herauszuholen, pflegte B. in das Geschäft zu gehen, wo sich sein Komplize aufhielt und ersuchte den Kaufmann ihm die Karten zu zeigen, da ihm ein Irrtum in einer Seriennummer unterlaufen sei. Der Komplize begann sich für die Karten zu interessieren. Danach verließ B. das Geschäft und sein Komplize blieb und spielte Lotterie um Geld: 20 Dollars für 1 Dollar, manchmal gewinnend und manchmal verlierend. Dann, Verzweiflung vorspiegelnd, pflegte er 5 Dollars auf 100 Dollars des Kaufmanns zu setzen und nachdem er die Reihenfolge der Nummern kannte, gewann er die 100 Dol-

lar. Diese schwindelhafte Beschäftigung hörte auf, nachdem zwei Kaufleute, denen er in einem Park solche Karten verkauft hatte, ihn packten und durchprügelten. Er wurde verhaftet, als eines Abends zwei Polizisten in sein Hotel kamen und bei ihm vierzig solcher Kartenspiele fanden. B. erklärte dem Polizeichef, seine Käufer hätten sich beklagt, daß die Karten nicht den Handelsbedingungen entsprächen, es wären in den Spielen zu viel Nummern, die zu bezahlen seien und er öffne sie nun, um nachzuschauen, ob ihre Klagen berechtigt waren. Er verstehe nicht, wieso es der Polizei eingefallen war in sein Zimmer zu kommen. (Wenn B.s Geschichten wahr sind, so hat er sicher einige Fakten verschwiegen.)

B.'s erstes Vergehen wurde begangen, als er 18 Jahre alt war. B. traf einen Jungen, der ein Auto besaß, in einem Tanzlokal. Am späten Abend machte er mit dem Jungen und mit zwei Mädchen im Automobil einen Ausflug.

Nach einstündiger Fahrt, während der es sexuelle Aufregungen aber keine Befriedigung gegeben hatte, kehrten sie zum Tanz zurück. Kurz danach verließ B. den Saal und fuhr mit dem Auto des Jungen davon. Am nächsten Tag fuhr er in die Umgebung der Stadt und frug einige junge Männer, ob sie das Auto kaufen wollen. Sie wiesen ihn an eine Tankstelle, die manchmal Auto kaufte. Während der Beamte das Auto untersuchte, kamen zwei Männer und eine Frau in einem Auto um Benzin zu holen. Einer von den Männern schaute sich das Auto an, von dem der Beamte sagte, es wäre zu verkaufen. Nach einigen Fragen, die der Mann, der ein Polizeibeamter war, stellte, wurde B. verhaftet und für drei Monate in Ketten gelegt.

B. erzählte mir, er hätte 18 Monate bekommen, wenn er nicht alle sozialen Institutionen und die Geistlichkeit aufgerufen hätte, sie möchten für ihn intervenieren. Während der Haft merkte er, daß sein Wächter ein religiöser Mann war, er gab sich auch als solcher aus und verbrachte viele Stunden im Gespräch mit ihm über die Bibel; die Stunden, in denen er in der Sonnenglut hätte Steine klopfen sollen.

Sein erster Zusammenstoß mit dem Gesetz fand in sehr jungen Jahren statt, als er ohne Lizenz Zeitungen in der Untergrundbahn verkaufte, *um seiner armen Mutter zu helfen.*

Wenn diese Geschichten nicht wahr sind, sie sind doch wertvoll; sie enthüllen Schemen und gedankliche Richtungen, die seinen Lebensstil wiederspiegeln. Wenn er sie nicht wirklich erlebt hat, so kann man doch mit Sicherheit sagen, er hat sie wenigstens in der Phantasie erlebt.

B. erzählte mir folgende erste Kindheitserinnerung: „Eine Tante schenkte mir eine Uniform eines Briefträgers. Ich erinnere mich, daß ich auf den Dachboden ging, wo ich ein Paket alter Briefe holte, die meine Familie dort aufbewahrte. Dann wartete ich auf den Briefträger, und als ich ihn kommen sah, folgte ich ihm und verteilte die Briefe, die ich am Dachboden geholt hatte an verschiedene Leute. Als ich alle verteilt hatte, bemerkte ich, daß ich weit von meinem Hause enfernt war, und daß ich mich verirrt hatte. *Ich begann zu weinen.* Zwei vorüber-

gehende Frauen blieben stehen und fragten mich nach meinem Namen und nach meiner Adresse. Ich erinnere mich, daß ich, je mehr sie mich fragten, um so lauter weinte. Schließlich übergaben sie mich der Polizei, und ein Wachmann brachte mich nach Hause. Als ich zu Hause ankam, gab mir mein Vater tüchtige Prügel."

B. lachte und sagte: „Und trotzdem erfuhr die Familie nie, was mit den Briefen geschah."

Die wichtigste Bewegungsrichtung in der ersten Kindheitserinnerung weist auf das wichtigste Interesse im Leben hin. Die erste Erinnerung ist die Verteilung der Briefe, wie es ein Briefträger tut. In seinen jungen Jahren *verkaufte er Zeitungen ohne Erlaubnisschein. Später verbreitete er wertlose Versicherungen, noch später — gefälschte Lotteriekarten. Sein letztes Verbrechen galt dem Ankauf falscher Banknoten.*

Bei seinem letzten Besuch sagte mir B., daß er einmal gerne einen Laden mit Toiletteartikeln für Männer errichten möchte. Obgleich wir annehmen, daß B. zu Lügen neigt, vielleicht weil er einen strengen Vater hatte, sind wir überzeugt, daß B. wirklich daran denkt, einen solchen Laden zu errichten. Sich mit Destribution zu beschäftigen, stimmt mit seiner ersten Erinnerung und mit seiner ihm anhaftenden Aktivität überein. *(Adler.)* Wäre er zu uns viel früher gekommen, zur Berufsberatung, seine erste Erinnerung wäre uns ein Fingerzeig für seine Neigung, sich bei der Verteilung irgend welcher Artikel zu betätigen, gewesen. Der letzte Teil des Programms für B.'s Behandlung würde ein Training in der Branche der Detail- oder Wiederverkäufer einschließen. Das würde mit seinem wichtigsten Interesse im Leben zusammenfallen, und da er intelligent ist, würde er sicher ein guter Angestellter oder ein erfolgreicher Geschäftsführer seines eigenen Ladens geworden sein, falls sein soziales Interesse gestärkt wäre. *(Adler.)*

Die ersten Kindheitserinnerungen enthüllen oft die Richtung, in der der Mensch, hier der Verbrecher, seine Probleme lösen will (Adler). Das Problem, das er gewählt hatte, als Muster der Probleme im Leben ist die Tatsache, daß man verloren gehen kann. Der Nachteil des Verlorengehens äußerte sich in der Trennung vom gewohnten Zufluchtsort, von der Sicherheit und von denen, deren Hilfe er sicher ist. (*Adlers* „verzärtelter Lebensstil".) Die Stellungnahme zum Problem des Verlorengehens ist in einem ganz hervorstechenden Problem vertreten, nämlich wie man der Einkerkerung, dem Verluste seiner Sicherheit entgeht. Wenn er vor dem Problem der Einkerkerung steht, wird er seine Richtung suchend, auf die vergangenen von ihm „gemachten" (*Adler*) Erfahrungen zurückgreifen. Andere, frühere Erinnerungen hat er scheinbar nicht, sein Leben beginnt mit dem Tage, wo er der Gefahr ausgesetzt war, vom Hause und von den Eltern abgeschnitten zu werden. Da benimmt er sich in einer bestimmten Weise, und zwei Frauen und die Polizei lösen sein Problem.

Seine Erinnerungen können mit einem Buch verglichen werden, das er zu seinem Privatgebrauch schreiben könnte und das hieße: „Vergangene Erfahrungen, die mir zeigen, wie meine zukünftigen Probleme

zu lösen sind." Auf der ersten Seite des Buches stünde: „Wann immer ich in Gefahr bin das Behagen des väterlichen Hauses und die Hilfe der Freunde zu verlieren, weine, und je lauter du weinst, desto sicherer wirst du deine Aufgabe erfolgreich lösen (*Adler*). Außerdem ist es nicht notwendig zu kooporieren (*Adler*), wenn andere versuchen dir beizustehen. An jenem Tage habe ich mich geweigert, den Frauen die Frage nach meinem Namen zu beantworten, und doch wurde ich heil nach Hause gebracht. In der Tat, wann immer ich vor einem Problem stehe, versuche ich es zuerst mit Tränen. Vielleicht können alle Probleme auf diese Weise gelöst werden."

In unserer individualpsychologischen Untersuchung geben wir uns nicht leicht mit unseren Entdeckungen zufrieden; so blättern wir weiter im Buch, das über seinen Lebensstil Zeugnis gibt.

Auf einer anderen Seite lesen wir, daß man ihn, als er beim Verkauf von Zeitungen erwischt wurde, auf Grund seiner Erzählung über seine arme Mutter laufen ließ. Diese Seite des Buches endet so: „Wann immer ich in Verlegenheit bin, appelliere ich an die Sympathie der anderen." Die Seite, in der er die Geschichte von dem gestohlenen Auto beschreibt, als es ihm gelang, die Sympathien der sozialen Institutionen und der Geistlichkeit zu gewinnen, so daß er drei Monate Haft statt 18 Monate erhielt, endet mit demselben Ratschlag. Als es ihm schwer fiel, die Lotterie-Karten zu verkaufen, erreichte er sein Ziel, indem er sich hungrig stellte.

Diese Geschichte im Buch endet folgendermaßen: „Die Art der Aufgaben, die ich mir stellte, spielt keine Rolle. Versuche Mitleid zu gewinnen, und es ist sehr wahrscheinlich, daß du siegst."

Erinnern wir uns, daß seine ersten Worte an mich waren: „Ich bin froh in Freiheit zu sein, und ich habe in dieser Welt keinen Freund."

Die Richtung, in der der Stil seines Lebens sich bewegt, hat sich nur in der Weise verändert, daß an der Stelle der Tränen die Geschicklichkeit trat, durch Erzählungen über seine Not das Mitleid und das Interesse der Menschen zu erwecken. In dieser sicheren Voraussetzung können wir ebenso sicher annehmen, daß B. es nicht mit der Wahrheit hält, wenn er vor der Polizei und vor anderen über seine besonders traurige Lage klagt.

Seine ersten Kindheitserinnerungen weisen auf ein verwöhntes Kind hin. In der ersten Erinnerung erwähnt B. vor allem eine Tante, die ihm eine Uniform geschenkt hatte. Er beginnt sein Leben, so weit er sich eben erinnert, als Empfänger. Nicht das ist wichtig, daß ihm die Tante die Uniform schenkte, sondern, daß mit dieser Schenkung die Erinnerung an sein Leben beginnt. Das würde darauf hinweisen, daß er von dieser Tante verwöhnt war. Tanten und andere Personen haben, seiner Meinung nach, zu geben, während er im Leben der Empfänger ist. Ein stärkerer Hinweis auf Verwöhnung ist sein Weinen, als er sich ferne von Hause und verirrt sah, besonders seine Hartnäckigkeit stärker und stärker zu weinen, je mehr man ihn ausfragte. Jemand in der Familie reagierte sicherlich auf sein Kommando, das sich in Tränen („Wasser-

kraft" *Adler*) und Schreien äußerte. Jemand verwöhnte ihn und bewies ihm, daß eine solche Leistung sehr vorteilhaft war. Ein Kind, dem man nicht nachgibt, wenn es schreit, das man ignoriert, hört mit einer solchen Aktion sehr bald auf und lernt den Problemen des Lebens auf eine andere Weise entgegenzutreten.

Die erste Erinnerung weist auf den Grad der Fähigkeit des Kindes zu kooperieren hin.

Die einzige Lebensphilosophie, die gesund genannt werden kann, ist aufgebaut auf der individualpsychologischen Feststellung, daß ein Individuum auf unserem Planeten nicht existieren, geschweige denn sich vorteilhaft entwickeln kann, wenn er nicht mit anderen Menschen verbunden auf dieser armen Erdkruste zuhause ist. Wäre jemand aller materiellen Existenzmittel, die alle durch die Kooperation der Menschen produziert werden, entblößt und allein gelassen im Kampfe mit der Natur, er würde sicherlich keinen Winter überleben. Zivilisation, Kultur ist ein Resultat der Kooperation und würde ohne diese zu Grunde gehen. Daher ist die wichtigste Forderung der Gesellschaft die Forderung der Kooperation, und die Gesellschaft ist denen nicht gewogen, die diese Forderung nicht respektieren. So ist es nicht merkwürdig, daß B. in einen Konflikt mit der Gesellschaft geriet. Wir sehen aus seiner ersten Erinnerung, bei der Begegnung mit den beiden Frauen, daß er eine entschiedene Abneigung hat, zu kooperieren. Wenn es etwas gab, was seiner Art die Dinge anzuschauen, widersprach, so war es das Kooperieren. Unter dem starken sozialen Druck der Gesellschaft war er gezwungen, einen Schritt in der richtigen Richtung zu tun. Er fand, daß die Arbeit mit dem Komplizen, die in der Unterbringung falscher Lotteriekarten und Banknoten bestand, sehr vorteilhaft war. Wenn man die sozialen Interessen der Kriminellen in Betracht zieht, so bemerken wir, daß sie oft Freunde haben, und daß diese Freunde sich loyal zueinander verhalten. Aber diese Freundschaft begrenzt sich auf Menschen ihrer Art. Sie benehmen sich meistens wie eine Gruppe im Exil, schneiden sich selbst von der übrigen Welt ab, schaffen sich eine eigene Sprache, die außerhalb ihrer Gruppe unverständlich bleibt. Wenn wir von angeborenen Trieben sprechen sollten, so möchten wir sagen, daß das soziale Interesse der Kriminellen ein Überbleibsel des menschlichen Zusammenlebens ist und nicht kultiviert wurde. (*Adler.*) Mit Gemeinschaftsgefühl ist der Mensch geboren, und es ist mit Ausnahme der Schwachsinnigen sogar im fehlerhaften Stil des Lebens sichtbar. Wenn diese Neigung zur Kooperation, zum Zusammenwirken mit der Gesellschaft ausgebreitet werden kann, wird sich B. aus einem Krimenellen in ein nützliches Mitglied der Gesellschaft verwandeln.

Die ersten Erinnerungen zeigen, in welchem Grade der Mensch selbständig ist.

In B.'s Kindheitserinnerung sehen wir einen bestimmten Grad von Aktivität, aber wenig Selbständigkeit. Er wartete auf dem Briefträger und folgte ihm dann. Man kann daraus ersehen, daß er niemals Führer wird, und daß er niemals ein Verbrechen begehen wird, das eine starke

oder heftige Aktivität verlangt. Wir würden also sehr erstaunt sein, wenn seine kriminelle Karriere Originalität zeigen würde. Immer nur verschmitzte Schädigungen und Versuche zu entwischen. Seine Vergehen waren von anderen geplant und ausgearbeitet.

Die ersten Erinnerungen decken die Beziehungen zur Familie auf. Die Anwesenheit der Tante, der zwei Frauen und des Polizisten in seiner ersten Erinnerung zeigt, daß sehr früh sein Interesse sich auch Personen außerhalb der engeren Familie zugewandt hat. Ein solches Interesse könnte empfehlenswert sein. Im Falle B. aber ist dieses Interesse auf falschem Geleise. Ihn interessieren andere Personen, nur soweit sie ihm zu jenem Erfolge verhelfen, den er sucht. Aber kraft dieses Interesses wird es möglich sein, B.'s Leben zu ändern, eher als wenn er sich durch Mißgunst und Mißtrauen von den Menschen abschließen würde.

Als B. seiner Erinnerung nach, nach Hause gebracht wurde, bereitete ihm sein Vater kein Fest. Er prügelte ihn durch. Sicherlich hat B. auch andere Erinnerungen an seinen Vater, da er aber gerade diese Situation in seiner Erinnerung festhält und auf Befragen auswählt, beweist es, daß er seinen Vater als streng und seinen Plänen hinderlich empfand. Daraus entwickelte sich wahrscheinlich auch seine Neigung zum Lügen, die er später erfolgreich verwendete, um der Bestrafung zu entgehen.

Die frühe Kindheitserinnerung widerspiegelt die Meinung über seine Persönlichkeit.

Die Art wie B. seine Erzählung schließt, zeigt schließlich, daß er sich hoch über der Situation fühlt, der er gegenübersteht. Sein Vater hatte ihn geschlagen, aber das Lachen war auf seiner Seite. Weder der Vater noch die übrige Familie erfuhr je, was mit den Briefen geschehen war, die am Boden aufgehoben waren. B. beginnt sein Leben, indem er sich anderen überlegen fühlt, und diese Selbstüberschätzung behält er auch weiter. Er hat bei seiner letzten Verhaftung geschworen, daß der Betrug mit den falschen Banknoten sein erstes Vergehen war, und wegen dieser Lüge wurde er zu einer viel kürzeren Strafe verurteilt, als es der Fall gewesen wäre, wenn seine Vergangenheit bekannt gewesen wäre. Er kam zu mir nie, wenn er erwartet wurde und hörte mit dem Bericht auf, bevor seine bedingte Verurteilung abgelaufen war. Er untersuchte mich nach den Gesetzen der Astrologie, statt sich selbst psychologisch untersuchen zu lassen.

Literatur:

Adler, Alfred: What Life Should Mean to You. Little, Brown and Co., Boston 1931.

Adler, Alfred: Der Sinn des Lebens. Verlag Dr. Passer, Wien 1933.

Das soziale Verhalten der niederen und höheren Affen.

Von A. H. MASLOW, Teachers College, Columbia University, New York.

Manchem Psychologen wird es scheinen, als ob zwischen seiner Klinik und Ordination und dem Tierlaboratorium nur wenige Beziehungen bestehen. In Wirklichkeit aber können wir in den Tieren klar und im kleinen Maßstabe das Treiben vieler Menschenkinder sehen. Trotz meiner ungenügenden Kenntnis der Individualpsychologie wurde ich von *Adler* ermutigt, das Resultat meiner Experimente darzulegen, da *Adler* überzeugt ist, daß die Leser der Zeitschrift wissen werden, wie und wo meine Erkenntnisse einzureihen sind.

Allgemeine Bemerkungen.

Ich möchte erwähnen, daß meine Experimente aus dem Interesse am herrschsüchtigen und am sexuellen Verhalten der Affen hervorgingen. Es waren zwei separate Interessen, nicht verbunden untereinander, als es sich plötzlich erwies, daß alle Beobachtungen der einen Form des Verhaltens mit denen der zweiten Form in einer unvermuteten und einfachen Beziehung zu einander stehen.

Im Zoo befand sich in jedem Käfig ohne Ausnahme ein Affe, der über die anderen herrschte. Die Beziehung dieser Beobachtung zum sexuellen Verhalten dieser Tiere wurde sichtbar, als wir bemerkten, *daß gerade die Tiere, die die anderen beherrschten, es waren, die alle bestiegen.* Das ungewöhnliche Interessante in dieser Beobachtung war, daß Weibchen, gerade so wie Männchen, herrschend sein können. Waren die Weibchen herrschend, so handelten sie in jeder Beziehung so wie die Männchen. Das herrschende Weibchen bestieg alle Tiere in ihrem Käfig, männliche sowie weibliche. Das sich unterordnende Tier hat eine typische sexuelle Haltung. Ein solches Tier besteigt sehr selten. Meistens spielt es die weibliche Rolle im sexuellen Verhalten. Die Übernahme einer weiblichen Rolle im sexuellen Verhalten, bei Initiative des Tieres selbst, kommt viel öfters bei sich unterordnenden als bei herrschenden Tieren vor, ohne Unterschied des Geschlechtes.

Der Herrschtrieb und der Sexualtrieb sind verschieden und trennbar. Wenn wir sagen, es gibt zwei Triebe, die das sexuelle Verhalten leiten, der eigentliche Sexualtrieb und der Herrschtrieb, so müssen wir feststellen, daß der Herrschtrieb zumeist mächtiger ist. Das zeigt sich in dem Falle, wenn beide Triebe in Aktion sind, und zwar in gegenteiliger Richtung. Der Herrschtrieb wird die Oberhand gewinnen und das sexuelle Verhalten bestimmen, was wir in der Tat auch zu beobachten Gelegenheit hatten. Ein Beispiel wird es klar machen. Wir können sagen, daß bei einem herrschsüchtigen Weibchen zweierlei unvereinbare Arten von Drang das sexuelle Verhalten des Weibchen bestimmen: der Herrschtrieb, der das Tier treibt, sich sexuell in männlicher Art zu betätigen, und der sexuelle Trieb, der danach drängt, sich auf weibliche Art zu verhalten. Wo ein solcher Konflikt besteht, und der Sexualtrieb nicht auf der Höhe ist, bekommt der Herrschtrieb die Oberhand und, als Resultat dieses unsichtbaren Konfliktes, sehen wir das maskuline oder dominierende sexuelle

Verhalten. Wenn wir unser Beispiel auf das sich unterordnende Männchen erstrecken, sehen wir dieselben Annahmen bestätigt. Sein sexueller Trieb wird ihn drängen, sich in männlicher Weise zu betätigen, der vorherrschende Unterordnungstrieb leitet ihn zur Unterordnung und zum weiblichen Verhalten.

Eine Ausnahme, oder vielmehr Variante kommt vor, wenn das Weibchen mit dem Herrschtrieb in die Brunstzeit kommt. Wenn wir betreffs dieses Punktes auch ungenügende Kenntnisse haben, so können wir doch a priori sagen, daß das Weibchen in der Brunstzeit ein weibliches sexuelles Verhalten aufweisen wird. Demzufolge wird sie, wenn das Männchen sie besteigt, die Vorherrschaft ganz verlieren. Das Männchen wird die dominierende Rolle ergreifen, sowohl im sozialen, wie auch im sexuellen Verhalten.

Was sind die anderen Seiten des herrschsüchtigen Verhaltens der Tiere? Vor allem kann das herrschsüchtige Tier, ob Männchen oder Weibchen, in seiner Haltung, in seinem Benehmen ermittelt werden. Ein solches Tier stolziert vertrauensvoll umher, geht, wohin es ihm beliebt, und tut was ihm beliebt, ohne sich um die Wünsche oder Handlungen anderer Tiere in seinem Käfig zu kümmern. Es scheint sich seiner bewußt und sicher. Es führt, und folgt nicht. Es ist der Anziehungspunkt aller Augen im Käfig. Die anderen Tiere blicken oft zum dominierenden Tier auf, um sich über ihre eigenen Wünsche und über ihr Verhalten zu orientieren, und was sie sehen, wird im großen und ganzen ihr eigenes Verhalten bestimmen. Denn es scheint eine allgemeine Regel zu sein, daß das Verhalten der sich unterordnenden Tiere gewöhnlich nach dem Benehmen des Herrschers richtet. Der Herrscher leitet, berät, ändert und hemmt das Verhalten der sich unterordnenden Tiere, während diese auf sein Benehmen nur wenig Einfluß haben, außer, wenn sie als „Objekte" benützt werden. Er ist der Diktator.

Die andere allgemeine Regel ist, daß der Herrscher meistens imstande ist, alle seine Wünsche, körperliche und andere, nach seinem Belieben zu befriedigen, was immer es den anderen Tieren seiner Gruppe kostet. Bekommen die Tiere nicht genügend Futter, so wird dieses vom dominierenden Tier vollkommen usurpiert, und es ist notwendig, spezielle Vorsichtsmaßnahmen zu treffen, um die anderen Tiere vor dem Verhungern zu schützen, indem man mehr Speisen gibt, als der Herrscher fressen kann, oder indem man die Tiere beim Fressen beschützt. Des Herrschers sexuelle Wünsche werden uneingeschränkt befriedigt, auch ohne Rücksicht auf seine Untergebenen. Seine aggressiven Impulse werden durch fortwährendes Toben, Schlagen, Kämpfen usw. befriedigt. Jeder bevorzugte Platz zum Schlafen oder Auskundschaften gehört unzweifelhaft ihm. Wünscht er das Tier sich gefügig zu machen — — —, so umschlingt er einfach das Tier fest und schlägt es, wenn es versucht zu entkommen. Irgend welche besonders schmackhafte Speisen gehören natürlich ihm. Und so geht es in allem anderen.

Diese Reaktionen sind nicht *einfach* Ausdrücke der körperlichen Befriedigung, sie sind Zeichen der Vorherrschaft und manifestieren sich bis zu einem bestimmten Grade unabhängig von physischen Bedürfnissen.

Ein Stück Futter wird zum Symbol der Herrschaft. Oft, nachdem der Herrscher sich vollgefressen hat und sich sichtlich befriedigt vom Futter wendet, genügt das bloße Nahen zum Futter eines sich unterordnenden Tieres, damit der Herrscher sich wieder auf das Futter wirft und zu fressen beginnt. Und es kommt vor, daß solchen Tieren, die sich unterwürfig zeigen, die darauf hinweisen, daß sie nicht nach Herrschaft streben, sondern nur nach Befriedigung des Hungers, vom Herrscher gestattet wird, sich dem Futter zu nähern.

Wie reagiert das sich unterordnende Tier auf die Macht des Herrschers? Wie paßt es sich an das System der Vorherrschaft an? Sein ganzes Leben hängt von der richtigen Anpassung ab. Manche Reaktionen sind typisch unterwürfig und sind nie bei den Herrschern gesehen worden. So die Reaktionen der Flucht, des Weinens, der weichen Nachgiebigkeit, einer katatonischen Starrheit. Mittels dieser Reaktionen zeigt das sich unterordnende Tier an, daß es sich den Wünschen des Herrschers unterwirft und sich auf diese Weise dem System der Macht anpaßt. Niemals darf so ein Tier den Herrscher herausfordern, indem es versucht, das Futter oder andere Sachen an sich zu nehmen, nach denen der Herrscher verlangt. Niemals darf es das dominierende Tier besteigen oder es auch nur versuchen zu tun. Es darf nie aggressiv sein und muß überhaupt immer Zeichen seines Respektes und seiner Unterwürfigkeit geben.

Es gibt nur eine Zeit, wo dieses strenge „Tabu" aufgegeben zu sein scheint. Das ist die Zeit des intensiven Spieles. Während dieser Zeit, wo das Spiel immer wilder und wilder wird, kümmert sich kein Tier um soziale Gesetze. Jedes Tier besteigt das andere, und machmal sieht so ein Spiel wie eine sexuelle Orgie aus. Wenn das Spiel endet, treten die sozialen Regeln wieder in Kraft.

Experimentelle Untersuchungen.

Als Wissenschaftler stellten wir die Tiere, die wir untersuchen wollten, unter Kontrolle, und so lehrte uns unser zweites Experiment weit mehr. Bei dieser Untersuchung studierten wir Paare von Tieren, die zum ersten Male miteinander in einen „sozialen" Kontakt gekommen sind. So konnten wir ihre Beziehungen zueinander vom Beginn an beobachten. Wir trachteten, Tiere desselben Geschlechtes, derselben Spezies und des gleichen Gewichtes zu bekommen. Dieses war notwendig, denn wir wußten schon, daß ein nennenswerter Unterschied in Größe praktisch dem größeren Tier die Vorherrschaft verleiht. Ist der Unterschied klein, wird die Vorherrschaft durch andere Faktoren bestimmt, so durch Selbstvertrauen, Kühnheit oder Zufall.

Wir konnten auch hier beobachten, daß das Weibchen Herrscherin sein kann (in der Wildnis hat wahrscheinlich das Männchen infolge des Dimorphismus — des größeren Wuchses — die Führung) und, wenn sie es ist, so ist ihr Verhalten genau so wie das des Herrschers. Wir mußten konstatieren, daß die Aneignung der Herrscherrolle eine höchst psychologische Sache ist, nachdem die Übernahme dieser Rolle sehr selten vom offenen physischen Kampf abhängt. Die Herrschaft wird meistens in den

ersten Minuten des ersten Beisammenseins errichtet und sozusagen: durch Inspektion. Die Tiere schauen einander an, und *dabei* wird das eine zum Herrscher, das andere zum Beherrschten. Gewiß, die Waagschale ist sehr subtil. Das Tier, das als erstes die Festigkeit und das Selbstbewußtsein seines Blickes verliert, übernimmt die untergeordnete Rolle und übergibt die Macht seinem Partner. Wird aber die Vorherrschaft nicht so leicht anerkannt, so gewinnt sie ein Tier durch größeres Selbstbewußtsein. Im ersten Falle bestimmt die Subordination das sich unterordnende Tier, im zweiten Falle bestimmt das größere Selbstvertrauen den Herrscher oder die Herrscherin. In manchen Fällen ist die Entscheidung nicht so leicht, wenn keines von den Tieren nachgeben will. In einem solchen Falle kommt es zum physischen Kampf oder zu ununterbrochenen Kämpfen, wobei die überragende physische Kraft eine ausschlaggebende Rolle spielt. Aber solche Fälle sind relativ selten.

Wir fanden, daß die sexuelle Darbietung allein kein absoluter Test für die Herrschaft und Unterordnung ist als wir ursprünglich geglaubt haben. Während wir gefunden haben, daß das sich unterordnende Tier sich öfters darbietet als das herrschende, sahen wir doch, daß auch das letztere sich oft darbietet, und das aus vielen Gründen. So geschieht es, um das schwächere Tier zu necken, um in ihm größere Hoffnungen zu erwecken, um ihm dann den Herrn zu zeigen. Wenn das so gefoppte Tier sich nähert, um einen Vorteil aus einer so ungewöhnlichen Situation zu ziehen, dreht der Herrscher den Spieß um, schüchtert das andere Tier ein oder besteigt es oder verhindert das Besteigen des schwächeren Tieres und wiederholt seine Handlungen so lange, bis das sich unterordnende Tier versteht, daß es keine freundliche Geste war. Darbietung wurde vom Herrscher auch benützt, um sich bei zurückschreckendem Tier beliebt zu machen. Oft wird ein dominierendes Weibchen unter dem Zwang des sexuellen Triebes während der Brunstzeit unterwürfig und konzediert die Herrschaft dem Partner. Viele Tiere reagieren mit Darbietung als Antwort auf ein fremdes, beängstigendes, oder unerklärliches Phänomen. Tiere üben oft Darbietung Menschen gegenüber, manchmal aus Freundschaft, aber oft aus Furcht, z. B., wenn sie angeschrien werden. Ein brennendes Zündholz erregte Neugierde bei zwei jungen Mandrillen. Der eine griff danach, prallte zurück, als er sich verbrannte und leistete sofort eine Darbietung. Besondere Ausrufe vom Experimentator, Ausrufe, die das Tier früher nie gehört hatte und die ihn eine neue Behandlung befürchten ließen, riefen dieselben Zeichen der Darbietung bei einem anderen Affen hervor. Auch leisten Affen Darbietung an Tieren, mit denen sie früher nie zuvor in Kontakt getreten sind, so an Katzen, Hunden etc.

Nachdem der Faktor der Futterrivalität von uns sorgfältig untersucht wurde, war es möglich, seine exakte Rolle festzustellen. Wir fanden, daß die Attituden der Dominanz und der Subordination nicht nur aus dem Kampf um das Futter entsprangen, wie das andere Experimentatoren annahmen. Diese Attituden waren festgestellt und strikt verankert, lange bevor das Futter in die zu untersuchende Situation eingeführt wurde. Nichtsdestoweniger fanden wir, daß dieser Faktor Wirkung hatte, und zwar den der schärferen und größeren Ausprägung der Dominanz des

Herrschers. Derselbe Effekt, nur noch klarer, wurde bei lange ausgehungerten Tieren hervorgerufen.

Spätere Experimente erlaubten uns diese Resultate zu überprüfen. Einige davon wurden etwas verändert, andere blieben ganz unverändert. Wir wollen diese quantitativen Resultate vergleichen:

Summarische Übersicht beider Experimente in Prozenten:

	Erstes Experiment 10 dominier. Tiere	Zweites Experiment 11 dominier. Tiere
Fütterung	97%	80%
Darbietung bei	43%	27%
Besteigung bei	98%	89%
Kriecherisch	0%	0%
Passiv mit Aggression	1%	10%
Davonlaufen	1%	0%
Initiative zum Kampf	85%	97%

Diese Zahlen zeigen, daß die dominierenden Tiere sich 97% des ganzen Futters, das in den Käfig gelangt, aneignen, die unterordnenden nur drei. Wir sehen in beiden Experimenten, daß die dominierenden Tiere sich überhaupt nicht kriecherisch verhalten, die anderen dagegen alle.

Experimente des Gruppenverhaltens.

Es wurden von uns viele interessante und zum Nachdenken anregende Experimente gemacht, leider standen uns zu wenig Tiere zur Verfügung, um abschließende Resultate zu erlangen. Wir wollen sie daher nur als Möglichkeiten für zukünftige Beobachtungen betrachten, auch interessant, weil diese Resultate zu Vergleichen mit ähnlichen menschlichen Phänomenen anregen.

Es wurde im allgemeinen beobachtet, daß das Verhalten in einer Gruppe von Tieren sich qualitativ ändert, wenn neue Tiere zur Gruppe stoßen. Eine Gruppe von drei Tieren ist ein ganz anderer sozialer Organismus als eine Gruppe von zwei oder vier Tieren. In einer Gruppe von drei Tieren haben wir folgendes „neue" Verhalten festgestellt: 1. Die Bestrafung wird übertragen. Wenn der Herrscher auf die Beherrschung des minderwertigen Tieres Anspruch macht, *wird das andere Tier angetrieben, das minderwertigere Tier zu beherrschen. 2. Das mittlere Tier in der Skala der Dominanz wird streitsüchtiger, wenn ein neuer Herrscher in die Gruppe eingeführt wird,* auch wenn dieses mittlere Tier wenig kampftüchtig war, als es allein mit dem sich unterordnenden Tier war. *3. Das mittlere Tier tendiert zur Allianz mit dem Herrscher* und scheint seine Gesellschaft der des schwächeren Tieres vorzuziehen. *4. Das mittlere Tier tendiert mehr zum Streit mit dem sich unterordnenden Tier, als der Herrscher.* 5. Alle diese Betrachtungen scheinen die Bennennung des sich unterordnenden Tieres als „Sündenbock" zu rechtfertigen.

Diese neuen Typen des Verhaltens zeigen sich in veränderter Form, wenn noch ein Tier der Gruppe beigegeben wird. Wir sehen hier ein Verhalten, das wir weder bei einer Gruppe von zwei, noch bei einer von drei

Tieren gesehen haben. Wir sehen, daß die Tiere eine Tendenz zeigen, sich an die Seite des attakierenden und nicht des attakierten Tieres zu stellen; ein schwaches, aber streitsüchtiges Tier zieht es vor, die Gunst des anderen starken Tieres zu gewinnen und selbst sich gegen ein einzelnes Tier zu wenden. Das war für ein jüngstes Tier möglich, das sich jedem anderen Tier unterordnete, als es sich in Gesellschaft nur eines Tieres befand und nun fähig wurde, über den früheren Herrscher dominierend zu werden. Als der Geist dieses Herrschers wegen der gemeinsamen schlechten Behandlung seitens der drei Antagonisten, die von dem feurigen, sich unterordnenden Weibchen angestiftet waren, gebrochen war, *verblieb* der frühere Herrscher untergeordnet, respektvoll gegen jedes einzelne Tier in seiner Gruppe. Das junge dominierende Weibchen, das die Attacken gegen ihn führte, beherrschte ihn nun vollständig. Das Benehmen des Weibchens war schrecklich wild. Sie schlug auf ihn ein und biß ihn lange, nachdem die anderen dieses Sportes müde geworden waren, bis wir uns schließlich genötigt sahen, den früheren Herrscher aus seiner Gruppe zu entfernen, um ihm das Leben zu retten. Es schien, als wollte sich das Weibchen für die ihr während des früheren Experimentes aufgezwungene, lästige Rolle entschädigen. Sie war in ihrem Verhalten als Herrscherin viel bösartiger als die stärksten und größten Tiere.

Jetzt war es wieder eine Gruppe von drei Tieren. Wir fügten zu dieser Gruppe ein anderes Tier, das gegen jedes Tier in dieser Gruppe dominierend war, wenn es jedem einzeln begegnete. Die Gruppe zeigte ein neues Verhalten. Die drei Tiere, denen das neu hinzugekommene Tier begegnete, bildeten „aus sich heraus" eine Gruppe und schienen das neue Tier als nicht zur Gesellschaft gehörig zu betrachten. Ob dieses Verhalten sich aus ihrer größeren Anpassung an die fremde Umgebung zu erklären ist, oder weil die Tiere schon früher einen erfolgreichen Bund gebildet hatten, wüßten wir nicht zu sagen. Auf jeden Fall konnten wir beobachten, daß unser kleines wildes Weibchen, das untergeordnet wurde, sobald das Objekt ihres Sadismus entfernt war, wieder das dominierende Tier zu attackieren begann, sobald es in die Gruppe eingeführt wurde. Wieder kamen ihr die anderen zwei Tiere zu Hilfe und nach einem langen Kampf (denn das fremde Tier war stärker als sie alle) brach der Mut des Neulings, und das kleine Weibchen konnte ihn nach Herzenswunsch malträtieren, so daß wir ihn entfernen mußten, um ihn am Leben zu erhalten.

Einige Stunden nach seiner Entfernung brachten wir ihn wieder mit demselben Weibchen zusammen, das in einer so bösartigen Weise ihn beherrschte. Jetzt waren sie allein. Von demselben Augenblick, da sie zusammengebracht wurden, war das Weibchen ihm unterordnet und gab ihn im allen nach, ohne zu versuchen dominierend zu werden, trotzdem ihr Partner infolge seiner früheren Erfahrung eingeschüchtert und gebändigt war.

Bei diesem Experiment kamen einige wichtige Faktoren klar zum Vorschein. Diese Tatsachen schienen sich ganz unabhängig von der Frage zu verändern. Z. B. gab es Wechsel der Dominanz, die eine Einsicht in die Untersuchung über die Dominanz unsicher machen: Hunger-

gefühl, Appetit, Schnelligkeit der Bewegungen, weibliche Periode, Stärke des Sexualtriebs, frühere soziale Erfahrung, Furcht vor Menschen, vor fremder Umgebung und andere Einflüsse wirkten sich aus. Die absolute Macht des Sexualtriebes war wichtig. Ein Beispiel wird genügen, um zu zeigen, was wir unter einem „unsicheren Faktor" verstehen. Es ist wahr, daß im allgemeinen die Vorherrschaft das Verhalten der Tiere bei der Fütterung bestimmt, wahr ist aber auch, daß manche Herrscher niemals so hungrig waren, daß sie es den sich unterordnenden sehr hungrigen Tieren nicht gestattet hätten, sich das ganze Futter zu nehmen, nachdem der Herrscher sich einige wenige Stücke angeeignet hatte. Bei einem solchen Fall, wenn wir nur nach dem Verhalten bei der Fütterung urteilen, könnten wir nicht sagen, welches Tier vorherrschend war.

Die Theorie des sexuellen Verhaltens.

Diese Beobachtungen und Experimente führen unausweichlich zu einer Theorie des sexuellen Verhaltens, die für die Individualpsychologie von besonderem Interesse ist. Man muß wissen, daß die vorliegende Theorie keine a priori Konstruktion ist, die aus theoretischen Vorstellungen oder systematischen Vorurteilen erwachsen ist. Das Vorurteil des Autors dieser Arbeit, wenn überhaupt davon zu sprechen ist, war, daß er vor dieser Arbeit ein Anhänger *Freuds* und nicht *Adlers* war. Dieses Vorurteil verschwand bei der gewichtigen und zwingenden Macht der Fakten, und der Autor fühlt jetzt, daß wenn Menschen sich auch so verhalten, wie die Tiere in seinen Experimenten, (und Experimente mit Menschen beweisen, daß es sich wenigstens teilweise so verhält) so ist die *Adler*ische Interpretation des sexuellen Verhaltens den Fakten viel näher verbunden, als jede andere, soweit es sich um Menschen mit geringerem Gemeinschaftsgefühl handelt. Die Fakten, die wir schon besprachen, zeigen sehr deutlich, daß der Machttrieb bei diesen und ähnlichen Affen sehr bestimmend auf das sexuelle Verhalten einwirkt. Generalisierend können wir eine Feststellung machen, daß es wenigstens zwei Motivierungen zum sexuellen Verhalten gibt: Die sexuelle und die der Dominanz. Diese zwei Arten der Motivierung sind nicht nur theoretisch trennbar, sondern man kann bis zu einem gewissen Grade bei den Affen *zwei Arten des sexuellen Verhaltens* unterscheiden, die den beiden Typen der Motivierung entsprechen. Was wir eine herrschsüchtige Besteigung nennen, unterscheidet sich in mancher Beziehung von der funktionellen Besteigung, die der Fortpflanzung adequat ist. Alle oder einige von den Faktoren der funktionellen Kopulation können abwesend sein, so: Erektion, Penetration, Beckenbewegungen, Ejakulation und Aufregungen. Das Besteigen kann unvollkommen sein, und es scheint, daß oft der einzige Wunsch bei dieser herrschsüchtigen Besteigung ist „oben" zu sein, über dem sich unterordnenden Tiere. Jeder Teil des Körpers des sich unterordnenden Tieres wird bestiegen. Die ganze Besteigung reduziert sich oft nur auf eine nominelle Geste des Obenseins.

Das sich unterordnende Tier wird sich dabei auch charakteristisch benehmen. Es besteht entweder gar keine Darbietung und Kooperation

(die bei der funktionellen Besteigung typisch ist), oder nur eine sehr geringe. Das Tier zeigt Zeichen von Passivität, Desinteressement, Furcht, Argwohn, Versuche zu entfliehen, Ungeduld, kataleptiforme Haltung, krümmt sich und wehrt sich.

Die Situationen, die eine dominierende sexuelle Rolle hervorrufen, sind aufschlußreich in ihren Verwicklungen. Wenn das dominierende Tier etwas nicht bekommt, was es will, wird es wahrscheinlich besteigen. Es kann auch dasselbe Benehmen an den Tag legen, um eine Situation zu beenden, die es nicht liebt oder, wenn es sich in einer ihm erwünschten Situation befindet, die sich aber ihrem Ende nähert. Es ist vor allem geneigt zu besteigen, wenn irgend eine Herausforderung seiner Dominianz stattfindet. Einige wenige Herrscher werden zu einem solchen Verhalten anläßlich einer besonders großen Angst oder Subordination der unterordnenden Tiere ermutigt. Das kommt aber nicht oft vor. Bei einem gewöhnlichen Herrscher ruft ein solches Verhalten seitens der unterordnenden Tiere eher eine hemmende als ermutigende Haltung hervor. Jede Situation, die ein dominierendes Verhalten hervorbringt, kann auch eine andere Art der Dominanz in Bewegung setzen, und soweit es die Dominanz betrifft, sprechen verschiedene Arten des Verhalten dasselbe aus. Es scheint, daß das sexuelle Verhalten, von den genannten Ausnahmen abgesehen, hauptsächlich als ein Machtfaktor im *Adler*schen Sinne betrachtet werden muß.

Was sind die Folgerungen und Anwendungen einer solchen Feststellung des sexuellen Verhaltens? Viele rätselhafte Probleme können sofort erklärt werden, und auf andere fällt ein Licht, so daß sie weniger rätselhaft erscheinen. Im Freisein vom sexuellen Zyklus, das wir bei allen Primaten finden, scheint die Sexualität im Dienste der überragenden Herrschsucht zu stehen, die das sexuelle Verhalten außerhalb der Zeit der Hormonwirkung bestimmt. Wir können sagen, daß manchmal das sexuelle Verhalten des Weibchens hauptsächlich durch ihre sexuellen Hormone bestimmt wird, und ein anderes Mal durch ihren Herrschertrieb. Ist der Herrschertrieb immer aktiv und nicht zyklisch und so beobachten wir nur während des sexuellen Zyklus das herrschaftslose sexuelle Verhalten.

Das sogenannte sich „prostituierende" Verhalten der Affen erklärt sich durch die Notwendigkeit sich der sozialen Rangstufe anzupassen, die auf der Dominanz beruht.

Das homosexuelle Verhalten, das wir bei Affen oft finden, ist deshalb keine sexuelle Abnormität oder Perversität. In den meisten Fällen hat es nichts mit dem sexuellen Trieb zu tun. Es erklärt sich in derselben Weise wie die „Prostitution". Ein Psychoanalytiker hat beim Studium dieses „homosexuellen" Verhaltens bei Affen es künstlich von dem so genannten „prostituierenden" Verhalten getrennt, weil die Homosexualität im *Freud*'schen System eine größere Rolle als die Prostitution spielt. Andere außerhalb der Fortpflanzung liegende Phänomene können in derselben Weise erklärt werden. Das Weibchen, das niemals bestiegen wird, ist nicht frigid und scheint für den oberflächlichen Betrachter keine sexuelle Anziehungskraft zu besitzen. In Wirklichkeit

ist sie in diesem Falle so stark dominierend in der Gruppe, daß niemand es wagt sie zu besteigen, auch wenn sie in die Brunstzeit kommt. Das erklärt auch, warum ein solches Weibchen die Männchen und die Weibchen im Käfig besteigen will, während sie niemals bestiegen wird.

Das strittige Problem des „Sadismus-Masochismus" erklärt sich demnach im selben Sinne. Sadistische Reaktionen sind Reaktionen der Dominanz, und masochistische — das Resultat des Zustandes der Unterordnung. Natürlich sind diese Arten des Verhaltens unlöslich mit dem sexuellen Verhalten verbunden, aber nicht, weil beide identisch wären, sondern weil sie abwechseln können, dominierend und sich unterordnend im sexuellen Verhalten. Und nachdem beide aus einer gemeinsamen, tiefen Quelle, dem Herrschertrieb, entspringen, so beeinflussen sie sich fortwährend.

Auch das Problem der *Eifersucht* wird klarer. Die Herausforderung zur Dominanz erleichtert das Verständnis. Diesbezüglich müssen aber noch Untersuchungen gepflogen werden.

Aus allen diesen Betrachtungen resultiert die Überzeugung, daß man beim sexuellen Verhalten der Tiere nicht nur an den Fortpflanzungsakt denken muß. Wir müssen uns vergegenwärtigen, daß das sexuelle Verhalten ein psychologisches und soziales Verhalten ist, ebenso wie es ein physiologisches ist.

Die Frage des Altruismus und der Kooperation.

Bis jetzt haben wir uns nur mit einem allgemeinen Typus der niederen Affen, *der Affen der alten Welt*, beschäftigt. Die dominierenden Tiere sind lärmend, tobend und im hohen Grade individualistisch. Jedes Tier ist nur mit sich beschäftigt, und kümmert sich wenig oder gar nicht um andere. Wenn von solchen Tieren ein Partner erkrankt oder sich verletzt, kann er als verloren gelten, weil andere Tiere versuchen, aus seiner Schwäche einen Vorteil zu ziehen, zu beißen, zu raufen, bis der Tod eintritt. Ich beobachtete solches, bevor der Zoowächter dazu kam und wahrnahm, was da vorgegangen war.

Wir kennen aber zwei andere Typen von niederen Affen, die wir aber nicht so intensiv studiert hatten. Das sind die Affen der neuen Welt und die Menschenaffen. Als wir diese Gruppen studierten, fanden wir (vom Momente an, wo es möglich war sie in Gruppen zu vereinigen, obgleich jede Gruppe einige Variationen in sich einschließt), daß der Typus der Dominanz verschieden ist. Die Affen der neuen Welt belästigen einander wenig, kooperieren aber auch wenig. Sie kämpfen nicht viel, sind auch nicht so eifersüchtig, wie die Affen der alten Welt usw. Im Schimpansen sehen wir eine Entwicklung, die dem Psychologen mehr Interesse bietet. Bei diesem Tiere sehen wir eine erste Entwicklung zur Freundschaft, Kooperation und Altruismus. Es ist schade, daß, trotz der Wichtigkeit des Stoffes, so wenig davon bekannt ist, so daß unsere Untersuchungen nicht als endgültig gelten können. Die Tiere sind sehr teuer und nicht leicht zugänglich. Der Autor war in der Lage, nur ein Paar junge Schimpansen zu studieren.

Bei diesem Paar konnten wir aber ein Verhalten beobachten, das wir nie zuvor bei niederen Primaten gesehen haben. In diesem Paar war gewöhnlich das Männchen das dominierende Tier; aber keine Verderbtheit war zu beobachten. Die Herrschaft war nie heftig, sie nahm eher die Formen von Neckerei und Spiel an. Das sich unterordnende Tier zeigte während der ganzen Zeit der Experimente keine Furcht vor dem Männchen. Spielte das Männchen zu roh, oder sein Necken wurde unausstehlich, dann rannte sie ihn voll Wut schreiend an, während er Zähne fletschend oder lachend davonlief. Ein solches Verhalten sahen wir nie bei den Affen der alten Welt. Es würde als eine offene Herausforderung der Dominanz betrachtet werden, und ein wilder Kampf würde entstehen.

Auch ihr sexuelles Verhalten war verschieden. Oft wurde in gewöhnlicher Weise bestiegen, manchmal aber war die Besteigung ventroventral, d. h. von Gesicht zu Gesicht. Dieses Verhalten weist mehr auf Gleichheit und nicht auf Dominanz hin, oder sogar auf Freundschaft.

Die beiden Tiere waren unzertrennlich. Es war unmöglich, das eine aus dem Käfig zu entfernen, wenn das andere drinnen gelassen wurde. Die Tiere waren zu Menschen ebenso freundlich wie zueinander. Sie zeigten starke Anhänglichkeit an ihren Wärter und begannen ein Gebrüll, sobald er das Gebäude verließ, so daß er sich heimlich fortschleichen mußte. Es ist auch sehr interessant, daß die wichtigste soziale Funktion des herrschenden Schimpansen eher eine beschützende als eine tyrannische ist, im Gegensatz zu den Affen der alten Welt.

Ein anderes Zeichen des charakteristischen, freundlichen Typus ihrer Dominanz ist das Verhalten des Herrschers zu den diensttuenden Affen. Ein sehr prominenter Affenforscher hat kürzlich eine Arbeit publiziert, in der er betont, daß das Verhalten der Herrscher und der Dienenden eher eine gemeinsame Betätigung als eine Dominanz und Subordinanz aufweist. In dieser Hinsicht ist die Verschiedenheit deutlich. Die Affen der alten Welt wiesen einen ausgesprochenen Typus der Dominanz und der Subordination auf.

Wir können also mit einiger Vorsicht bezüglich der phylogenetischen Entwicklung des Gemeinschaftsgefühls und des Altruismus sagen, daß wir solche Resultate erst bei den höheren Affenarten deutlich und unzweifelhaft wahrnehmen, während wir bei den niederen Affen nur spurweise (Mutterliebe) Ähnliches finden. Leider können wir nicht mehr behaupten. Wir möchten darauf hinweisen, daß die menschenähnlichen Affen einen höheren Typus darstellen, daß die Menschen höher sind als andere Lebewesen, und daß der Grad des Gemeinschaftsgefühls progressiv steigt, wenn wir diese Skala übersehen, (wenn es uns auch in Bezug auf Menschen oft schwer zu glauben fällt); doch möchten wir betonen, daß dies wegen Mangels umfangreicherer wissenschaftlicher Daten vorläufig eine gewagte Behauptung wäre. Es ist wahrscheinlich besser zu sagen, daß hier eine Möglichkeit vorliegt solche Schlüsse zu ziehen, daß aber das Problem noch genauer untersucht werden muß.

Allgemeine Bemerkungen über das Wesen der Dominance.

In Anbetracht der Neuheit des Materials, haben wir es mit einer schweren Aufgabe zu tun. Daher fanden wir es nötig, die Dominanz von verschiedenen Standpunkten zu definieren. Der vorsichtigste Weg die Dominanz zu definieren ist wahrscheinlich der, festzustellen, was wir gemäß des Verhaltens aussagen können, wenn wir die Tiere betrachten. Wir kennen z. B. das dominierende Tier, dessen Verhalten keine Rücksicht auf das Verhalten des sich ihm unterordnenden Tieres nimmt. Das sich unterordnende Tier aber können wir bezeichnen als ein solches, dessen Benehmen bestimmt, verändert oder ganz gehemmt wird vom Verhalten des dominierenden Tieres.

Die andere Möglichkeit, das dominierende Tier zu bestimmen, ist, es in seiner, spezifisch ihm anhaftenden Haltung, seinen Gesten, Mienen, Attituden usw. zu beobachten. Das hat den Vorteil spezifisch und leicht beweisbar zu sein.

Die Dominanz kann auch durch die Summe des sozialen Verhaltens, wie es für ein typisches dominierendes Tier charakteristisch ist, bestimmt werden. Wir können sagen, daß das dominierende Tier ein solches ist, das sich in Bezug auf Futter, Aggression und Sexualität auf die und die Weise benimmt, immer in Hinblick auf eine quatitave Feststellung. Die spezifischen Korrelationen zwischen den verschiedenen Teilen der Summe des Verhaltens ist hier wichtig. Diese Definition ist im gewissen Sinne eine Definition des Verhaltens, wie sie in der Individualpsychologie gang und gäbe ist.

Schließlich können wir die Dominanz auf eine mehr theoretische Weise bestimmen. Wir können sagen, daß der Machttrieb eine wesentliche Quelle der Energie in der Summe der herrschsüchtigen Verhaltensweisen darstellt. Dort, wo wir ein solch extensives Bezugssystem fanden, wo andere ursächliche Beziehungen zueinander fehlen, sind wir berechtigt, eine allgemeine Quelle anzunehmen, von der das ganze Verhalten ausgeht. Das ganze Bezugssystem kann dann nur auf Grund der allgemeinen Beteiligung aller Einzelverhaltensweisen durch diese gemeinsame Quelle verstanden werden. Eine solche gemeinsame Quelle der Energie, die wichtig ist für die Bestimmung verschiedener Arten des Verhaltens, ähnelt dem Konzept des „Strebens nach Überwindung" (*Adler*), und es wäre ein interessanter Versuch, unsere Theorie des Machttriebes mit den verschiedenen Typen und „Wandlungen der Libido" (*Freud, Jung*), die aufgestellt wurden, zu vergleichen.

Der Leser muß schon unzweifelhaft bemerkt haben, daß wir unter Dominanz nicht unbedingt das verstehen, was gewöhnlich darunter gemeint ist. Bei den Pavianen, die die ersten Tiere waren, mit denen wir arbeiteten, war diese Bezeichnung sehr angemessen, weil der Herrscher ein sehr tyrannisches und herrschsüchtiges Tier ist. Als wir dann verschiedene Tiere und Menschen studierten, bekam dieser Begriff sehr veränderte Bedeutungen. Er begann auf höherer Stufe Schutz, Freundschaft, Hilfe auszudrücken. Nachdem aber die Änderungen verschiedene Grade aufweisen, die wichtigsten Korrelationen aber sich nicht ver-

ändern, ist es berechtigt, das Wort „Dominanz" zu gebrauchen, um in derselben Zeit sorgfältig beachtet, falsche Vorstellungen zu vermeiden und vorsichtige Definierungen zu geben.

Ein letztes Wort soll gesagt werden über die beiden Arten des Gebrauches des Wortes Dominanz bei Beschreibung eines einzelnen Tieres. Wir fanden es möglich, alle Tiere (und Menschen) in eine mehr oder weniger absolute Reihenfolge einzuteilen, angefangen vom herrschsüchtigsten Individuum bis zu dem am wenigsten herrschsüchtigen unter allen Lebewesen. Wir können von einem Tier (oder Menschen) sagen, daß es „stark dominierend" oder „schwach dominierend" ist, dabei darauf hinweisen, daß das erste Individuum fähig wäre neun von zehn zu beherrschen, das letztere von den meisten Individuen beherrscht zu werden.

Andererseits sprechen wir von einem bestimmten Tier in einer Gruppe als dominierend, aber das ist sichtlich eine relative Bezeichnung. Denn alle Tiere einer Gruppe könnten entweder stark oder schwach dominierend sein. Die Tatsache, daß ein Tier das andere beherrscht, sagt uns nichts über seine Stellung in der absoluten Skala der Dominanz. Diese Unterscheidung soll man immer vor Augen halten, sonst ist die Konfusion unausweichlich.

Literatur:

Hamilton, G. V. Sexual tendences of monkeys and baboons. Journal of Annual Behavior, 1914, IV, 295—318.

Kepf, E. S. The social and sexual behhavior of the infra-human privates with some comparable facts in human behavior. Psychoan. Review, 1917, IV, 122 bis 154.

Miller, G. S. The primate basis of human sexual behavior. Quarterly Review of Biology, 1931, VI, 379—410.

Maslow, A. H. The role of dominance in the special and sexual behavior of infra-human primates. I. Observations at Vilas Park Zoo. Journal of Genetic Psychology, 1936.

Maslow, A. H. and *Flanzbaum, S.* The role of dominance in the social and sexual behavior of infra-human primates. II. An experimental determination of the behavior syndrom of dominance. Journal of Genetic Psychology, 1936. X/VIII.

Maslow, A. H. III. A theory of sexual behavior of infra-human primates. Journal of Genetic Psychology 1936, X/VIII.

Maslow, A. H. IV. The determination of a hierarchy in pairs and in a group. Journal Genetic Psych. 1936, X/VII, to be published.

Maslow, A. H. Dominance as a determiner of social behavior in infra-human primates. Psychological Bulletin, 1935, XXXII, 714—715.

Maslow, A. H. The dominance drive as a determiner of social behavior in infra-human primates (abstract). Psych. Bull. 1935, XXIX, 117—119.

Maslow, A. H. The role of dominance in the social and sexual behavior of infra-human primates. IV. The determination of a Hierachy in Pairs and in a Group. J. Genet. Psychol., 1936.

Yerkes, R. M. and *A.* The great Apes. New Haven, 1929, Yale Univ. Press.

Zuckerman, S. The social life of monkeys and apes. New York, 1932, Harcourt, Brace and C.

Shakespeare und die Macht.

Von Dr. med. FRANZ PLEWA (Wien).

Das Interesse, das man als Psychologe dem künstlerischen Schaffen eines Menschen entgegenbringt, hat zwei Beweggründe: einerseits können uns wertvolle Erkenntnisse aus den dargelegten Beobachtungen des Künstlers werden; andererseits — und das in ihrer wirklichen Bedeutung zu erfassen, blieb der Individualpsychologie vorbehalten — vermitteln uns die Werke manchen Einblick in die psychische Einstellung und Bewegung des Künstlers zur Welt. Denn ebenso wie jede seelische Äußerung muß sich auch das Werk vom Strom der seelischen Bewegung durchflossen zeigen.

Es ist wohl klar, daß das erstere wesentlich nur wird, wo der Künstler sich in der Darstellung von Charakteren versuchte, sei es im Drama oder im Roman. Dem Künstler wird dabei oft eine Beobachtungsgabe zuteil, die im allgemeinen ganz ungewöhnlich erscheint. Finden wir daher so unglaublich viele wirklichkeitsnahe Erkenntnisse, so braucht uns das dann nicht zu überraschen. Jeder genial schaffende Mensch hat die Fähigkeit, in der Vorstellungswelt seines unbegrifflichen Denkens Zusammenhänge aufzuspüren, die er freilich oft nur in ihren Ausdruckspunkten zeichnet. Über die verbindenden Brücken dazu kann er sich selbst nicht immer Rechenschaft geben.

Für uns sind vor allem die Dichter aufschlußreich, die es vermeiden, ihre Gestalten in die Zwangsjacke des Typischen zu sperren oder sie als gewissermaßen allgemein gültigen Ausdruck einer Tendenz zu abstrahieren. Der Typus ist nämlich als ideal gefaßte Figur nur allzu leicht verurteilt, einer späteren Generation nichts mehr zu sagen, ja ihr vielfach lächerlich zu gelten. Denn zeitlos ist immer nur der Mensch als Individuum mit allen Schwächen und Stärken, sein persönliches Ringen um den Sinn des Lebens und der Welt.

Und gerade deswegen scheint es, daß Shakespeare jeder Zeitperiode so modern gilt, weil er Individualitäten von einer ganz besonderen Eigenheit und Einmaligkeit auf die Bühne brachte. Die Probleme, die er aufwirft, sind für uns keine Probleme mehr: seinen Menschen kommt Ewigkeitswert zu. Denn wenn wir auch heute seine Gestalten als Vergleichsobjekte heranziehen, um dadurch das charakteristische Wesen eines Menschen zu präzisieren, so dürfen wir doch nicht außer acht lassen, daß es niemals in der Absicht Shakespeares lag, etwa im Othello die Eifersucht in eine typische Formel zu fassen. Ihm war es nur um den individuellen Menschen zu tun, den er in seiner Beziehung zur Masse, zu den andern Menschen darstellte. Ein unheimlich psychologischer Scharfsinn ließ ihn jeden seiner Helden ganz durchleben und gestalten. Daher prüfen wir heute seine Menschen nicht mehr mit den Waffen unserer Psychologien, sondern wir prüfen unsere Anschauungen an seiner Menschenkenntnis als Kritikmaßstab.

Warum Shakespeare zu einer solchen psychologischen Vertiefung kam, läßt sich nur vermuten. Äußere Momente der Zeitverhältnisse und eine innere Bereitschaft mögen dabei zusammengewirkt haben. Damals standen einander die verschiedensten Weltanschauungen schroff gegenüber. Noch

war es nicht gar lange her, daß die blutige Maria den Protestantismus in grausamster Weise bekämpft hatte. In Elisabeth fand der Protestantismus selbst eine Vorkämpferin. Der leichtlebigen Genußsucht stellte sich das strenge puritanische Dogma als finsterer Widerpart entgegen. Die Intellektualität war vom Ausklang der Renaissance bestimmt, der sich in einer barocken Überspitzung und Originalitätssucht ausdrückte. Besonders erschwert aber war damals die Stellung der Männer. Wir dürfen es nicht gering anschlagen, daß der Staat von einer äußerst energischen, wenn auch wankelmütigen Frau, Elisabeth, gelenkt wurde. Ihre Gelehrsamkeit und Kenntnis des klassischen Altertums galten den Frauen als erstrebenswertes Vorbild; sie entwickelten ein richtiggehendes Blaustrumpfwesen. Wir ersehen das aus einem Lustspiel Ben Jonsons (Epicoene or The Silent Woman), wo sie als Ladies Collegiales auftreten.

Die stärkere Unsicherheit der Männer zeigte sich denn auch in einem Überhandnehmen der Homosexualität. Bekanntlich unterschob eine spätere Zeit auch Shakespeare dieses Laster, aber wohl mit Unrecht. Gerade in den Sonetten, die man als hauptsächlichsten Beweis dafür heranzieht, weil sie an einen Mann gerichtet sind, wird ein genaueres Studium finden, daß Shakespeare Verständnis dafür hatte — sein Freund dürfte diesem Laster zugeneigt gewesen sein —, für sich aber lehnte er es ab. Nun hat sich Shakespeare wie selten ein anderer Dichter mit dem Problem der Freundschaft auseinandergesetzt. Es hing das damit zusammen, daß die Renaissance in Nachahmung der Antike, auch die Freundschaft stärker betonte. Die Sonette lassen sich auch als ein großer Zyklus auffassen, der an Hand der tatsächlich bestehenden Verbindung zu dem Grafen Southampton alle Möglichkeiten von Erlebnissen zwischen zwei Freunden abwandelt. Es bezeugt einen feinen Zug Shakespeares, daß er nicht nur Freundschaftsbünde rein ideeller Gemeinsamkeit formte, wie im Kaufmann von Venedig, sondern auch die Trübungen, die durch Prestige- und Interessenpolitik möglich sind, im Julius Cäsar. „Ein Freund soll seines Freundes Schwächen tragen."

War also durch das Wanken der stützenden und einheitlichen Grundlagen der Boden für eine verschärfte Menschenbeobachtung günstig, so kam für Shakespeare noch hinzu, daß er vom Land in die Stadt einwanderte, und, nun plötzlich in ein fremdes und vielfärbiges Milieu gestellt, ganz besonders zur Beobachtung gezwungen wurde, um sich rasch und sicher zu orientieren. Doch spielte da noch eine nicht unbedeutende Rolle, daß er zeit seines Lebens irgendwie um seine Position bangte. In der raschen Erforschung und Durchdringung des Andern mochte er eine stärkere Stütze gegen seine eigene Unsicherheit finden.

Die Beschäftigung mit Shakespeare gestaltet sich für den Psychologen immer zu anregendem Gewinn, und *Adler*, der gern die Dichter als Vorläufer der Individualpsychologie bezeichnet, nennt ihn mit an erster Stelle. Wie kaum einer blickte Shakespeare hinter die Kulissen des Scheins, etwa wenn er von dem angenehmen Weg der Verzweiflung spricht. Oder ist die Herrschsucht des verzogenen Kindes treffender erkannt als in Kleopatra, die dem Boten an Antonius sagt: „Find'st du ihn traurig, sag' ihm, ich tanze; ist er vergnügt, meld' ihm, ich wurde plötzlich krank?" Die dicken

Menschen mit dem gesunden Schlaf, die also schon im körperlichen Habitus ihre Harmonie zu den Funktionen des Gemeinschaftslebens zeigen, bedeuten für Cäsar keine Gefahr. Cassius dagegen, der Ehrgeizling, ist von dürrem und hungrigem Aussehen, schlaflos. Besonders fällt auf, daß Shakespeare so oft körperliche Minderwertigkeiten nennt. Doch ist unsicher, ob er ihre wirkliche Bedeutung als Erlebniseindruck für die Gestaltung des Charakters durchschaute. Es sei denn, daß sich der Ausspruch Richards III. in diesem Sinne auffassen ließe: „Ich bin gewillt ein Bösewicht zu werden." Irgendwie muß aber Shakespeare solche Stigmata als wichtig für die Charakterisierung des betreffenden Helden angesehen haben. Denn selbst wenn man annimmt, daß er sie in seinen Quellen vorfand, so wäre das für ihre Verwendung im Drama noch nicht Grund genug. Er verfuhr ja gewöhnlich ziemlich willkürlich mit seinen Vorlagen. Dabei erwähnt er die Organschwäche oft ganz plötzlich, scheinbar ohne logische Begründung oder Verbindung zu dem Vorhergehenden und Nachfolgenden. Aber irgendwie passen sie psychologisch als charakterisierende Zusammenfassung des Gesamtbildes in die Situation. Cassius spricht von seiner Schlechtsichtigkeit im Augenblick, als die Schlacht verloren geht. Hamlets Fettsucht und Kurzatmigkeit erfahren wir bei seinem letzten Zweikampf. Hingewiesen sei noch, daß Cäsar auf einem Ohre taub ist: Richards III. Mißgestalt hat, wie erwähnt, einen besonderen Einfluß auf die Entwicklung seines Charakters, und Othello ist dunkelhäutig, was ihm von vornherein unter den adelsstolzen Venezianern eine unsichere und nur geduldete Position verschafft.

Ob Shakespeare selbst an einer Organminderwertigkeit litt, läßt sich nicht nachweisen. Wohl brachte er dem Sehen ein besonderes Augenmerk entgegen. Wiederholt stellt er die grausame Folter der Blendung dar, die Schrecken der Blindheit sind kraß ausgemalt. Aber ich glaube nicht, daß das genügt, um dieses Interesse durch eine psychisch verstärkte Einstellung zu einer Organminderwertigkeit zu erklären. Jeder große Dichter scheint ja hauptsächlich dem visuellen Typus anzugehören, so daß schon daraus die Augen als Werkzeuge seiner Beobachtung mehr in den Vordergrund rücken. Es braucht nicht immer auch noch eine Schwäche als Reiz wirken. Jedenfalls lassen uns die biographischen Nachrichten im Stich, und das Werk allein ist dafür nur als ganz unzuverläßliche Quelle zu werten.

Ist es uns überhaupt möglich, durch die Werke eine Auffassung von der Lebenseinstellung Shakespeares zu gewinnen? Die überkommenen biographischen Daten sind so mangelhaft, daß man immer wieder auf die Werke zurückgriff. Und da glaubte man, das Wissen in den Dramen stehe in Widerspruch zu dem, was von seinem Leben bekannt ist. Man leugnete daraufhin sogar die Urheberschaft Shakespeares, nannte ihn eine vorgeschobene Person für Bacon und dergleichen mehr. Mir persönlich scheint aber das Biographische gar nicht so außer der Linie seiner Werke zu liegen. Man macht wohl zumeist den Fehler, daß man zu sehr Einzelheiten ins Auge faßte, und dann: daß man aus einer angeblichen Unbildung des Menschen Shakespeare ihm die Künstlerschaft nicht zubilligen wollte. Doch klärt ein genaueres Erfassen der Biographie und der gesam-

ten Zeit auch dieses. Im Grunde sind die Nachrichten über ihn auch nicht viel geringer als die über die meisten Dichter der früheren Zeit, und für eine psychologische Auswertung sind die Biographien im allgemeinen ziemlich dürftig. Wir müssen uns demnach hauptsächlich an das Werk halten und die Kenntnisse des Lebens, so weit es möglich ist, als Stütze für unsere Meinung heranziehen.

Die Schwierigkeiten sind im Falle Shakespeares zweifellos groß, weil er als Dramatiker die verschiedensten Charaktere ausarbeitete, und es sich schwer sagen läßt, in dieser Gestalt habe er sich selbst dargestellt. Am ehesten, glaube ich, dürfte in die Gestaltung des „königlichen" Kaufmanns Antonio etwas von seinem ganz persönlichen Wesen mit eingeflossen sein. Einzelne Parallelen lassen sich zu den Sonetten erkennen. Vielleicht kommt man aber zum Ziel, wenn man einmal vom Einzelnen absieht und das Werk als den Gesamtausdruck einer Persönlichkeit auffaßt. Es läßt sich das vielleicht mit einem kleinen Trick bewerkstelligen. Man legt gewissermaßen alle Werke übereinander, wie man das mit Photographien macht, um einen Einheittypus herauszubekommen, und versucht nun, das Gemeinsame darin zu erkennen.

Tatsächlich, meine ich, hebt sich da ein Problem heraus, das zum Teil als Hauptmelodie, vielfach auch als Nebenmelodie seine Werke durchzieht. Es wäre wohl denkbar, daß Shakespeares besonderes Interesse darauf gerichtet war, möglicherweise weil sich dahinter ein persönlich bedeutsames Erlebnis verbirgt. Irgendwie mag sich dann von hier aus ein mitbestimmender Faktor für den Aufbau des Lebensbildes abgeleitet haben. Nimmt man nämlich die Königsdramen und auch einen Teil der späteren großen Tragödien vor, so ist auffällig, wie immer das Problem einer Machtentthronung und das Schicksal dessen, der sich diese Macht aneignete und in ihr scheitert, zum Vorwurf gemacht werden. Die Macht ist dabei als Königsmacht oder die Macht einer einzelnen Person inkarniert. Aber — und das muß besonders betont werden — Shakespeare findet nie einen Ausweg, ob jemand einen andern seiner Position entheben dürfe, ohne daß es Sünde wäre. Denn mag auch infolge der absolut schwachen und launischen Person Richards II. Heinrich Bolingbroke, der spätere König Heinrich IV., zum Besten des Landes den Thron usurpieren, er kommt doch nicht darüber hinweg, daß er sich unrechtmäßig, gegen die Natur in diese Machtstellung drängte. Schlaflos, von Gewissensbissen gepeinigt, verbringt er die Nächte. In der scheinbaren Verlotterung seines Sohnes sieht er die Strafe für seinen Thronraub, und Shakespeare läßt ihn selbst das Gefühl der Entthronung durchleben. Als er für tot gehalten daliegt, nimmt sein Sohn die Krone. Heinrich IV. erwacht, und in einer ungemein erschütternden Szene ballt sich nochmals die Tragik seines Lebens zusammen. König Claudius im Hamlet findet nicht Ruh und Rast; das Gebet gibt ihm nicht Trost. Macbeth, der Königsmörder, erfreut sich nicht der blutig erworbenen Krone. Und sogar das Ungeheuer Richard III. zerquält sich zuletzt in Gewissenspein, seine kaltblütige Balance verläßt ihn.

Nun war aber Shakespeare durchaus kein Anhänger des Legitimitätsprinzipes. Doch konnte er dem Rechtsbruch eines Usurpators, selbst wenn er notwendig schien, keine Billigung geben. Sicherlich kann die Unfähig-

keit eines Herrschers ihm den Anspruch auf den Thron verwirken. Ihn aber der Königsgewalt zu berauben, bleibt ein Unrecht. Zwar überlegte Shakespeare auch den Gedanken, daß ein angestammtes Recht durch Mißbrauch Unrecht werden kann, ebenso wie Unrecht durch guten Gebrauch sich in Recht wandelt. Doch kennzeichnenderweise zeigt Shakespeare niemals, wie auf legalem Wege ein schlechter Regent ersetzt werden könnte. Im Grunde sah er wahrscheinlich überhaupt keinen Weg, einen Herrscher ohne Unrecht abzusetzen. Psychologisch war ihm dazu die Erkenntnis versperrt.

Den Anspruch auf den Thron stellte sich dabei Shakespeare als eine Art Privatrecht vor, etwa wie ein persönliches Eigentum. Deswegen war er an die Einzelperson gebunden, es kam für ihn gar nicht in Frage, z. B. eine Demokratie an die Stelle des unfähigen Herrschers als Staatsmacht zu erheben. Shakespeare blieb da immer in einem unlösbaren Dilemma. Macht war ihm etwas Heiliges, Unverbrüchliches. Nichts gibt es, was einem Menschen das Recht zuspräche, sie zu stürzen.

Wir wollen nun diesen Zug näher ins Auge fassen und ihn mit Hilfe unserer Psychologie beleuchten. Aus einer gewissen statistischen Wahrscheinlichkeit lassen sich wohl Rückschlüsse ziehen, die wir freilich nicht als apodiktische Gewißheit festlegen werden. Wir werden trachten müssen, sie durch Tatsachen zu beweisen. Shakespeare brachte also dem Problem der Macht als unabänderliches Faktum ein besonders interessiertes Augenmerk entgegen. Nun kennen wir aber eine Familienposition, wo die Macht als Ausdruck einer Notwendigkeit zu einem ganz individuellen Erlebnis wird: es ist die Position des Erstgeborenen. In seiner seelischen Linie läßt sich nämlich zumeist eine Anbetung der Macht feststellen. Dabei mag sie ihm, solange er noch das einzige Kind war, zu Bewußtsein als Gefühl ganz persönlichen Wertes gekommen sein und dann dauernd als Sehnsuchtstraum nachwirken, wenn andere Geschwister ihm seine Stellung streitig machen. Oder er als traditioneller Stammhalter sieht eine Machtstellung, wie sie der Vater symbolisiert, als heilbringendes Ideal an. Häufig wird dann die Vorstellung von der Macht, wenn seine Mittelpunktstellung durch die Ankunft der anderen Geschwister erschüttert ist, als Stütze und Prinzip starrer in den Lebensstil verwoben. Man könnte also glauben, Shakespeares Auffassung sei möglicherweise darin begründet, daß er Erstgeborener ist. Doch enttäuschen die biographischen Daten. Er war das dritte Kind, aber — der erste Knabe. Eine Schwester starb noch vor seiner Geburt, die zweite in ihrem vierten Lebensjahr. Nach ihm kamen drei Brüder und zwei Schwestern zur Welt. Der jüngste Bruder, Edmund, ging gleich ihm nach London und wurde ebenfalls Schauspieler. Ich glaube daher doch, daß man bei Shakespeare das Erlebnis eines Erstgeborenen annehmen darf. Denn, wie *Adler* betont, es kommt nicht auf die Nummer der Position an, sondern auf das Erleben. Er war der erste männliche Sproß, also prädestinierter Stammhalter. Jedenfalls könnte sich darin zumindest ein wichtiger Faktor für seine Auffassung von der Macht sehen lassen, und auch ein Grund, warum er sich so viel mit ihr auseinandersetzte. Es würde in der gleichen Linie liegen, daß er, obwohl seine Sympathien durchaus schon wegen seiner Freundschaft zu dem Grafen Southampton, eines Mitverschworenen des Grafen Essex, auf seiten der

Putschisten gegen Elisabeth waren, dennoch nicht an dieser Rebellion teilnahm, sich vielleicht sogar damals stärker von dem Grafen trennte. Im Julius Cäsar setzte er sich damit auseinander, seinen Freund zeichnete er als Brutus. In diesem Rückzug lag sicherlich kein Feigheitsakt. Es sind ja Nachrichten vorhanden, wo er es ablehnt, Huldigungsgedichte an Elisabeth zu schreiben, obwohl er sich durch seine Weigerung die Mißgunst und Rache der Königin hätte zuziehen können. Er konnte nur nicht seine Natur überwältigen, die Macht als etwas Sakrosanktes anzusehen.

Da seine Auffassung sich aus der Familie entwickelte, spielt sie eine gewichtige Rolle als familiäre Tradition. Das Liebespaar Romeo und Julia verstößt gegen die väterlichen Gesetze, und es erlebt nicht den Triumph einer siegreich überwindenden Liebe. Die Macht des Vaters gilt Shakespeare als unumschränkt. Sie darf über das Kind widerspruchlos gebieten.

Aber hier ist ein Punkt, der zeigt, daß Shakespeare gerade um die väterliche Gebieterrolle herumkommen wollte. Frühzeitig muß er sich gegen die Beeinflussung des Vaters zu wehren begonnen haben. Shylocks Tochter Jessica folgt ihrem Herzen entgegen dem Fluche des Vaters, dasselbe tut auch Desdemona. Es wirft dies ein eigenartiges Licht auf Shakespeares seelische Einstellung. Im Geheimen wollte er irgendwie die Fesseln der väterlichen Autorität abstreifen. Seine Richtung der Macht gegenüber erhält so ein komplizierteres Gepräge. Einerseits — unabänderlich, andererseits — der Versuch, ihr Recht zu untergraben. Der Bericht über den Wilddiebstahl im Gehege eines angesehenen Herrn bestätigt nur diese Gangart.

Eine hübsche Anekdote scheint mir diesen Charakterzug Shakespeares ebenfalls etwas zu illustrieren. Der berühmte Schauspieler Burbage hatte sich nach einer Vorstellung, wo er Richard III. darstellte, ein Mädchen zur Bühne bestellt. Als er hinkam, sah er gerade Shakespeare mit dem Mädchen davongehen. Shakespeare rief ihm lachend zurück: „Wilhelm der Eroberer kommt vor Richard III."

Es wird nun auch offensichtlicher, warum er eigentlich die Usurpatoren, die Thronräuber zu den Hauptfiguren seiner Dramen machte. Ihr Charakterproblem mochte ihn besonders reizen und ihn zum Versuch ihrer Durchdringung zwingen. Die machtvolle Position des Vaters sah er also durchaus nicht als so sicher fundiert an. Damit mögen ihm auch Zweifel an einer wirklich sicheren Basis für eine Stellung gekommen sein. Dazu kam wohl noch, daß ihn, wie die meisten Erstgeborenen, die Ankunft der späteren Geschwister als Entthronung traf. Auch seine Stellung war unsicher geworden. Es hat eine tief-seelische Begründung, daß die Bühne so oft zum Schauplatz der Entmächtigung eines Herrschers wird. Shakespeare überwand eigentlich nie dieses Erlebnis. Den stärksten und ergreifendsten Ausdruck findet es im König Lear. Der heimatlose König baut sich im Wahn eine eigene Gedankenwelt, um seinen Sturz zu ertragen. Shakespeare mußte daher wohl das Elternhaus als Boden einer Niederlage aufgefaßt haben. Wir sehen ihn ja auch bald auf der Flucht daraus; die frühe Heirat, vor allem aber die Wanderung nach London, wo er sich eine neue Welt schuf.

Im Gefühl der Zurücksetzung sieht der Erstgeborene oft nur die Vor-

teile, die seine Geschwister als Jüngere noch genießen. Ihm versagt man mit der Begründung seines Älterseins so manches. Er kommt so leicht dazu, sich als zu früh auf die Welt gekommen zu betrachten. Wäre er jünger, würde man ihm dieselbe Liebe und Aufmerksamkeit entgegenbringen. Das Alter wird ihm zu einer schwierigen Aufgabe. Shakespeare weist in den Sonetten oft auf sein frühes Alter hin, er vergleicht sich mit der Jahreszeit des Blätterfallens. Auch die Helden der großen Tragödien zeichnet er gern von höherem Alter: z. B. spricht Antonius von seinem ergrauenden Haupt. Ich glaube, damit hängt auch zusammen, daß Shakespeare als Schauspieler meistens alte Männer und Väter darstellte. Ein gewisses Gedankentraining auf das Alter hin, eben weil er es schmerzlicher empfand, machte ihn für diese Rollen geeigneter. Vielleicht darf ich noch hinweisen, daß bei Shakespeare der ältestgeborene Sohn häufig das rechtmäßige Kind ist, der zweitgeborene ein Bastard. Der Gedankengang, die nachfolgenden Kinder als Eindringlinge und sohin nicht als zur Familie gehörig aufzufassen, kann wohl dem Erstgeborenen in seiner Eifersucht gegen die Geschwister kommen. Daß der Bastard dann als Bösewicht, der rechtmäßige Sohn als gutherzig und gutgläubig auftritt, das nur nebenbei.

Der aus der Erschütterung seiner Stellung entsprungene Zweifel an jeder sicheren Grundlage bildet auch eine Wurzel von Shakespeares Pessimismus. Früh lebte schon in ihm die Vorstellung von der Feindseligkeit der Welt, die sich später ins Übermaß steigert. Selbst in seiner glücklichen Zeit, etwa in der des Kaufmanns von Venedig, war er bereits der melancholische Antonio inmitten einer lebensfrohen Gesellschaft. Nur um des Freundes willen liebt er die Welt. Die Sonette, ungefähr aus derselben Zeit, sprechen schon diesen Pessimismus aus: das Böse triumphiert, das Gute wird unterdrückt. Am besten wäre es, die Welt zu verlassen, würde er nicht im Tod seinen Freund allein lassen. Aber auch bei dem Freund verliert er die alles bedeutende Rolle: jüngere Dichter werden ihm vorgezogen. Ein ungeklärtes Rätsel bildet die dunkle Dame in den Sonetten. Ob tatsächlich sein Freund ihn bei ihr ausstach, oder ob Shakespeare nur mit dem Gedanken einer Zurücksetzung spielte, muß offen bleiben. Er spricht zuletzt von einer häßlichen Lüge. Bedeutungsvoll ist nur, daß immer das Problem des Verlustes einer Stellung auftaucht. Auch die Periode seines schwärzesten Pessimismus nimmt ihren Anfang gerade nach einer Zeit, als sich an seine Stelle als oberster Theaterdichter Ben Jonson schob. Shakespeare empfand dies besonders hart, weil er Ben Jonson sehr gefördert hatte, dieser ihn aber in persönlich feindseliger Weise bekämpfte. Shakespeare spricht denn auch oft von der Undankbarkeit, die stärker als alle Verräterwaffen das Herz des Menschen zerbrechen könne. Das Publikum, immer begierig nach Neuem, wandte sich den emporgekommenen Dichtern zu:

„Die Zeit trägt einen Ranzen auf dem Rücken,
Worin sie Brocken wirft für das Vergessen,
Dies große Scheusal von Undankbarkeit.
— — — — — Was man getan hat, hängt
Ganz aus der Mode wie ein rost'ger Harnisch,
Als armes Monument dem Spott verfallen.
— — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — Schönheit, Witz,

Geburt, Verdienst im Kriege, Kraft der Sehnen,
Lieb', Freundschaft, Wohltat, alle sind sie Knechte
Der neid'schen, verleumdungssücht'gen Zeit.
Natur macht alle Menschen hierin gleich,
Einstimmig preist man neugebornen Tand,
Ward er auch aus vergangnem nur geformt,
Und schätzt den Staub, ein wenig übergoldet,
Weit mehr als Gold, ein wenig überstäubt.
Die Gegenwart rühmt gegenwärt'ges nur."

Wie zur Zeit seiner Kindheit von den Geschwistern, sah er sich nun von einer aufstrebenden Dichtergeneration verdrängt. Das Zusammenbrechen der Essexverschwörung, die seinen Freund ins Gefängnis warf, traf ihn als persönlich schwerer Schicksalschlag. Doch muß noch eines Umstandes gedacht werden, den auch Philippe Mairet in seiner Abhandlung „Hamlet, der Neurotiker" hervorhob, damit der Weg Shakespeares besser beleuchtet sei.

Die Renaissance hatte einen besonderen Kult mit der Macht des Einzelindividuums getrieben. Der Einzelne schien der tatsächliche Former der Zeit und des Schicksals zu sein. Man denke nur an die Gewaltnaturen von damals! Im Grunde will man es auch heute noch gern wahr haben, daß dem Menschen eine ganz persönliche Macht über das Geschehen zu eigen sei. Genährt wird dies durch die Art, wie uns die Geschichte in der Schule gelehrt wird. Sie ist zumeist eine Geschichte von Einzelpersonen. So entsteht leicht der Eindruck, die Zeit und die Geschichte seien bedingt durch diese Personen. Man vergißt dabei, daß sie nur Ausdruck der Zeit, kaum jemals ausgesprochene Initiatoren waren. Napoleon, der doch sicherlich von sich hätte sagen können, der Pulsschlag der Welt richte sich nach ihm, sagte einmal: „Ein Mensch ist nur ein Mensch. Seine Mittel sind nichts, wenn ihn nicht Umstände und Meinung begünstigen. Die Meinung beherrscht alles." Leicht denkbar wäre, daß auch Shakespeare in dem Gedanken von der absoluten Herrschaft des Einzelindividuums über der Welt lebte. Aber doch findet sich in den Sonetten die psychologische Erkenntnis: „Einzeln erweist du dich als niemand." Ihm selbst war es ja gelungen, als Fremdling in der Stadt sich gegen die Übermacht der anderen Dichter einen hervorragenden Platz zu erobern. Jetzt sah er, daß das vielleicht gar nicht so sehr das Verdienst seiner persönlichen Tatkraft war. Da man ihm andere vorzog, geriet sein Glaube an die allmächtige Kraft des Individuums ins Wanken. Er erkannte, daß dieses Machttum des Einzelnen eigentlich nur äußerer Schein war, daß dahinter sich Menschen verbargen, die um ihr Prestige, um ihre Stellung bangten und zitterten. Sklaven waren sie von Leidenschaften, mit denen sie gewaltsam den Besitz ihrer Position verteidigten. Es ist gerade um die Zeit seines Zweifels, daß Shakespeare passive Helden formte: Brutus, Hamlet, Macbeth. Sie bauen Sicherungen auf, um sich in ihren Handlungen zu rechtfertigen, Handlungen, zu denen sie getrieben werden, die sie im Grunde nicht vollführen wollen. Es sind Helden mit Gewissensqualen. Dies ist auch die einzige Zeit, wo die Todesangst in Shakespeares Dramen einen stärkeren Ausdruck findet. Immer schwärzer malt er die Welt. In erschreckender Einsamkeit wandeln seine Personen über die Bühne. Keiner versteht den andern.

geblendet sieht der Vater den Sohn nicht, der Wahnsinn erkennt nicht die Liebe der Tochter. Doch gerade als sein Pessimismus das höchste Ausmaß erreicht, spricht er die tiefste Menschenweisheit: Liebe, Mitleid müssen zur Tat werden, damit sie den Weg zum Herzen des Andern finden.

Seine großen Männer zeichnet Shakespeare, wie sie sich im Guten und Bösen mit Allgewalt aus dem Rahmen der Mittelmäßigkeit herausheben. Aber durch sein eigenes inneres Erleben weiß er, was die äußere Fassade des Helden verbarg. Er selbst war sicherlich ein Mensch, der nur allzu sehr eine Maske trug. Vielleicht wies ihm das auch den Weg zum Drama. Denn in der Selbstentäußerung, die der Dramatiker zur Gestaltung seiner Werke üben muß, glaubt er leichter sein Inneres verbergen zu können. Goethe, der subjektive Dichter, wehrte aus eben diesem Grunde schon den Gedanken ab, seine Schaffenskraft ausschließlich auf dem Gebiete des Dramas zu betätigen.

Der Macht stellt Shakespeare gern eine andere Macht gegenüber. Verkörpert sich die eine Macht in einem Einzelindividuum, so die Gegenmacht in einer Masse, einer Gesamtheit. Shakespeare war vielleicht einer der großartigsten Erkenner, daß alle Menschen durch die Gemeinschaft verbunden sind, daß ein Einzelner nur mit Schaden sich über sie oder gegen sie wendet. Keiner kann sich von ihr lostrennen. Unendlich fein bringt er z. B. Romeo und Julia, die sich mit ihrer Liebe ganz in sich selbst zurückziehen wollen, wie sie durch die Zwischenkunft der Amme immer wieder auf die Tatsache ihrer Zugehörigkeit zu den andern gestoßen werden. Lebte nun auch die Idee der Gemeinschaft in ihm, so versuchte er doch herauszufinden, ob sich die ungeschriebenen Gesetze des Zusammenlebens umstoßen ließen. Aber alles, was er beobachtete, zeigte ihm, daß die Spielregeln der Gemeinschaft nicht zu umgehen seien. Wohl trachten die Helden der späteren Dramen sich stärker abzusondern, sie wollen allein sein; die Masse ist entwertet, stinkend, schmutzig. Nicht ohne Interesse ist, daß Shakespeare schon im rein formellen Aufbau die Zusammengehörigkeit betont. Die erste Szene dient häufig zur Darstellung des Volkes, des Milieus. Gehen die Helden zu Grunde, so erwähnen sie noch voll Stolz, daß sie nur sich selbst erlagen. So sehr wollen sie als einzigartig gelten.

Endlich im Timon von Athen zeigt Shakespeare die ganz krasse Abkehr eines Menschen von der Gesellschaft. *Schiller* schrieb von diesem Drama: „So gewiß ich den Menschen vor allem zuerst in Shakespeare aufsuche, so gewiß weiß ich im Ganzen kein Stück, wo er wahrhafter vor mir stände, wo er lauter und beredter zu meinem Herzen spräche, wo ich mehr Lebensweisheit lernte als im Timon von Athen.“ In literarischer Hinsicht gilt dieses Werk ebenso wie das folgende als künstlerischer Versager. Psychologisch sind sie aber von unschätzbarem Wert, weil sie an einem Wendepunkt in der Lebensauffassung Shakespeares geschaffen wurden.

Es mag richtig sein, daß Shakespeare im Timon die Tragik des Genies darstellen wollte, das anfangs reichlich schenkt, aber, wenn es ausgeschöpft ist, von den Menschen verlassen, sich zum Misanthropus entwickelt. Doch fehlt dem Timon die innere Wucht, die uns sonst in den Tragödien so sehr in Bann zwingt. Auch verfehlt Shakespeare den Eindruck, den er erzeugen

wollte, indem er Timon die Bitterkeiten aussprechen läßt, die schon Macbeth, Coriolan, Antonius von energischester Selbstbetätigung zur Einsicht der irdischen Nichtigkeit führten. Der Übergang vom Menschenfreund zum Menschenfeind erscheint zu brüsk und nicht genug vorbereitet. Die Größe des Dramas liegt in einer psychologischen Erkenntnis: das prunkende Wohltun und die hassende Verwahrlosung entspringen der gleichen psychischen Wurzel, der Eitelkeit. Timon, der sich von der Gesellschaft zurückzieht, sinkt auf dasselbe Niveau wie der von der Gesellschaft ausgestoßene Apemantus. In äußerst subtiler Einsicht zeichnet hier Shakespeare die seelische Auswirkung der Reaktion der Gemeinschaft gegen den Einzelnen. Eifersüchtig sind nun die beiden eitlen Menschen, Timon und Apemantus, bedacht, wer der größere Ausbund an Verlotterung sei, wer mehr Recht besitze, die Menschheit zur Anklage zu ziehen. Gegenseitig beschimpfen sie sich, so daß man nicht mehr weiß, wer Timon, wer Apemantus ist. Er will den guten Willen der Aussendlinge an ihn nicht erkennen. Er braucht nur die Erinnerung an das tatsächlich Böse, das er erlebte, woran er aber durch seine ganze Haltung mitgearbeitet hatte. Noch erweist aber die Gemeinschaft ihre Macht über ihn. In Haß denkt er über eine würdige Grabschrift nach, die er der Welt zurückläßt. In ihr spiegelt sich seine ganze Eitelkeit:

„Hier liegt der traurige Leib, dem der traur'ge Geist entschwebt.
Forsch meinem Namen nicht. Fluch allem, was da lebt!
Hier lieg' ich, Timon; da ich lebt', haßt' ich, was Leben hegt:
Geh, fluch' vom Herzen; aber mach', daß fort dein Tun dich trägt!"

Man glaubte, weil hier zuerst der Name verschwiegen, dann aber genannt wird, schließen zu müssen, daß zwei Bearbeitungen irrtümlich ineinandergeschoben wurden. Zur Eitelkeit des Timon paßt aber die vollständige Schrift. Er selbst spricht aus, daß er sein Leben lang die Menschen haßte, also auch schon zur Zeit seiner wahllosen Wohltaten. Nicht erst die Erfahrungen dss Lebens führten zum Bruch in seinem Wesen. So sehr war Shakespeare von der Notwendigkeit des Zusammenlebens durchdrungen, daß er bei der Darstellung des Timon als einer tragischen Figur versagte. Das Ganze erscheint als eine Farce.

Von besonderem Interesse ist die Satire Troilus und Kressida. Jahre vorher hatte Shakespeare dieses Werk anläßlich eines großen Dichterstreites verfaßt. Nun nahm er es wieder vor, arbeitete es um und vertiefte es. Warum er das tat, wird uns klar, wenn wir in diesem Werk die Brüder des trojanischen Königshauses als Gegenspieler auftreten sehen. Hektor, der Älteste, weicht gegen seine bessere Einsicht dem jüngsten Bruder Troilus. In der Folge zermalmt ihn, den Wehrlosen, die eitle Feigheit des Griechen Achilles. Damals muß Shakespeare die Ahnung gekommen sein, seine Lebenseinstellung sei vielleicht in der Familienkonstellation verwurzelt. Es ist doch auffallend, daß er gerade dieses Werk, worin Brüder eine Hauptrolle spielen, einer Bearbeitung unterzog. Zwei Anlässe mochten ihn dazu bewogen haben. Einerseits konnte er mit seinem Pessimismus nicht mehr weiter. Beim Forschen nach den Grundlagen mag er in seiner geübten Einsicht zur Bedeutung seiner Stellung zu den Brüdern dafür gekommen sein, zumindest dürfte er in ihr einen Reizpunkt gespürt haben. Anderer-

seits wurde er damals wieder stärker auf seine Familie und Kindheit zurückgewiesen, weil seine Brüder ziemlich rasch hintereinander starben. Erinnerungen an gemeinsame Erlebnisse und an ihr gegenseitiges Verhalten tauchten unwillkürlich auf.

Mit dem Verständnis der Grundlage seiner selbst löste sich auch etwas der starr gewordene Pessimismus. Die nachfolgenden märchenhaften Spiele versuchen eine versöhnlichere Haltung zu gewinnen. „An sich ist nichts Gut und Böse", sondern der Wert einer Handlung wird durch ihre Absicht bestimmt. Noch einmal tauchen die Probleme der großen Tragödien auf, aber ihre Auswirkungen werden durch Zaubermacht zu einem gedeihlichen Ende gebracht. Wie gern will ja das menschliche Herz seine Fehler, die es in leidenschaftlicher Wallung tat, mit magischer Kraft ungeschehen machen! Im letzten Werk: Der Sturm, symbolisiert sich nochmals Shakespeares Leben. Staunenswert und beweisend für die Wirkung der Erlebnisse, die uns aus den Kindheitssituationen werden, ist, daß er wieder einen entthronten ältesten Bruder darstellt, der mit geheimnisvollen Mächten ausgestattet (wahrscheinlich symbolisch die Dichterkraft), nach vielen Zauberkunststücken dem zweiten Bruder den Thronraub verzeiht und ihm die Hand zur Versöhnung reicht.

Mit diesem Werk nimmt er Abschied von der Welt und den Menschen. In einem Epilog bittet er um Genehmigung für sein Zurückziehen, so sehr weiß er sich verpflichtend mit den Menschen verbunden. Nun habe er aber alles zum Guten gewendet. Da er dem Betrüger verziehen, so möge ihn nicht ein harter Spruch auf dieses öde Eiland verbannen.

Wo ihr begnadigt wünscht zu sein,
Laßt eure Nachsicht mich befrein.

Hier eine vollständige Psychographie Shakespeares auch nur im Versuch zu geben, lag mir fern. Lediglich ein Moment griff ich heraus, das mir durchgehend das Werk zu formen scheint. Auch hier zeigt sich, wie hinter dem Werk ein ganzer Mensch steht. Selbst die Vielfärbigkeit des Dramatikers kann nicht die Einheit der Gesamtlinie verhindern. Eine Diskrepanz zum Leben besteht wohl nur dem oberflächlichen Schein nach. Dabei ist es noch so, daß uns die Werke das wahre und echte Angesicht Shakespeares enthüllen. Sein tiefstes Leid und sein zitterndes Herz leben in ihnen. Zu sehr quälte ihn das Mißverhältnis der Kraft des Einzelnen zur Macht der Gemeinschaft. Er fand keine Lösung und Verbindung zwischen beiden, weil er sie als gegensätzlich auffaßte. Doch weiß er sie in einander abhängig und trennt sie daher nie. Wir müssen auch bedenken, wieviel Gemeinschaftsgefühl nötig ist, um ein solches einfühlendes Verständnis in das Wesen der andern zu ermöglichen, das wir an Shakespeare bewundern. Mittels seines Pessimismus konnte er die Menschen so weit in Distanz rücken, daß er sie, gleich Marionetten, ohne Wertung nach Gut und Böse, persönlich unbeeinflußt agieren ließ. Daß die Macht eines Einzelindividuums, wenn sie in Harmonie zur Richtung der Gemeinschaft sich bewegt, eine Lösung bedeutet hätte, diesen Weg fand er nicht. Sein Werk blieb ohne hoffnungsvollen Aspekt für die Zukunft. Im Land seiner Kindheit und mit den Träumen des Kindes von einer besonderen Zaubermacht des Menschen schloß sich der Kreis seines Lebens.

Lord Byrons Charakter.

Dr. med. ADELE HORVAT (Abbazia, Italia).

Eine der dankbarsten und interessantesten Aufgaben der Individualpsychologie ist es, den Ursprüngen des Verhaltens und der Charakterzüge eines Menschen nachzugehen und in seinem frühkindlichen Training die planvolle Vorbereitung seines ganzen späteren Lebensweges zu erkennen. Dieses Training offenbart sich in jedem Fall als die deutliche Antwort auf die Einflüsse der Umgebung im allgemeinen und auf die spezifischen Schwierigkeiten der kindlichen Situation im besondern. Für den Pädagogen und Psychotherapeuten sind solche Beobachtungen besonders wichtig, denn sie widerlegen eindeutig manche entmutigende, fatalistische Hypothese, etwa als ob schon in der keimenden Eizelle alle seelischen Anlagen enthalten wären, die dann die Entwicklung des künftigen Charakters in bestimmter Richtung mit Notwendigkeit prädistinierten.

Für solche Untersuchungen eignen sich in hervorragender Weise gute Biographien. Das Buch von *Maurois* über *Byron*, das dieser Arbeit zugrunde liegt, ist historisch aus einwandfreien Quellen durchwegs belegbar und doch liest es sich fesselnd wie ein spannender Roman. Denn das wirkliche Geschehen ist von ergreifenderer Wirkung als irgend ein Phantasieprodukt, wenn der Erzähler im tatsächlichen Menschenschicksal die künstlerische Einheit zu erfassen und die logische Wechselwirkung zwischen Charakter und Erlebnis zur Geltung zu bringen weiß. Durch Maurois unvergleichliche Einfühlungsgabe werden wir im Einzelfall zu ganz ähnlichen Erkenntnissen geführt, wie sie *Alfred Adler* als allgemeine gesetzmäßige Zusammenhänge gefunden hat. Darum wirkt dieses Buch, wie übrigens jedes psychologisch wahre Literaturwerk, gleichsam als Illustration zu den Lehren der Individualpsychologie.

Schwere Minderwertigkeitsgefühle wirken auf ein Kind wie ein dauernder Stachel. Sie spornen zur Leistung und zum Training an, sei es auf der nützlichen, sei es auf der unnützen Seite des Lebens. Oder sei es jenseits von nützlich und unnütz, auf dem Gebiete der Kunst.

Als George Byron drei Jahre alt war, starb sein Vater [1]). Er war ausschweifend und verschwenderisch gewesen und hatte seine ihm gegenüber willenlose Frau bis auf eine kärgliche Rente um ihr Vermögen gebracht. Die Tragödie dieser Ehe prägte sich verhängnisvoll in das Gemüt des Kindes. Zu Hause kein heiteres Gesicht, keine Ruhe, keine Harmonie, nur heftiger, maßloser Streit; eine Kinderfrau, die ihn durch schaurige Märchen in ewiger Furcht hielt; seine religiöse Erziehung ein kalvinistischer Fatalismus, der ihm die Überzeugung ließ, er sei, ebenso wie seine Vorfahren, zu einem sündhaften Leben und

---

[1]) Die Kindheit *Byrons* wurde bereits in einem früheren Artikel dieser Zeitschrift ("The Golden Complex" von *Leo Wilson Dodd*, Jg. 1928, S. 55 ff.) eingehender beschrieben.

nachfolgender Höllenstrafe prädestiniert, — unter diesen Eindrücken begann der Knabe seine Vorbereitung fürs Leben.

Frühzeitig hatte er die Macht des Wortes kennen gelernt, seine bannende, lähmende Kraft und wir können uns vorstellen, daß er abends in seinem Bettchen die Lippen bewegte und mystische schottische Verse vor sich hin flüsterte, um die Geister, die er fürchtete, heraufzubeschwören und ihrer Herr zu werden.

Doch mehr als alle diese Nöte lastete auf seiner kindlichen Seele eine Organminderwertigkeit: er war mit einem Klumpfuß geboren und behielt zeitlebens — trotz ständiger, qualvoller Behandlung während der Kindheit — einen hinkenden Gang, der ihn Fremden gegenüber befangen und schüchtern machte. Byron war sich im späteren Leben wohl bewußt, wie verhängnisvoll diese Mißbildung auf seine ganze seelische Entwicklung gewirkt hatte. Ein Jahr vor seinem Tode äußerte er zu Lady Blessington: „Die ersten Eindrücke sind unzerstörbar. Durch das Verhalten meiner armen Mutter und später durch den Spott meiner Schulkameraden gewann ich die Überzeugung, daß mein Klumpfuß ein großes Unglück sei und dieses Gefühl konnte ich nie überwinden. Man braucht sehr viel natürliche Güte, um die ätzende Bitterkeit zu überwinden, welche eine solche Verunstaltung in der Seele erzeugt und die einem die ganze Welt vergällt." Auch Maurois sieht deutlich den Zusammenhang zwischen Byrons Minderwertigkeitsgefühl und seinem unsozialen Verhalten: „Aus Furcht, seines Leidens wegen verachtet zu werden, zeigte er sich hochmütig, kämpferisch, finster." Einmal auf die Wirkung seiner äußern Erscheinung aufmerksam geworden, gewinnt natürlich auch sein Äußeres im allgemeinen an Bedeutung für seine seelische Einstellung. „Er war körperlich etwas dick, doch die Züge waren schön, die Augen und die Linie der Brauen wundervoll, die Haare rötlich-blond und gelockt." Die Schönheit seines Gesichts verleitete ihn, nicht völlig auf äußerliche Wirkungen zu verzichten. In den Pubertätsjahren verwertete er seine Neigung zur Träumerei gleichzeitig als interessante Pose. Als junger Mann pflegte er seine Schönheit, indem er sich durch eine ungewöhnlich karge Diät und viel Bewegung schlank erhielt. Seinen Körperfehler kompensierte er durch ständige Übung aller Sporte, die für ihn in Betracht kamen, hauptsächlich Schwimmen, Boxen, Reiten.

Im Alter von 10 Jahren wurde Byron durch den unverhofften Tod eines Verwandten Erbe des Lordtitels und des dazugehörigen Schlosses Newstead. Hier eröffneten sich seinem Ehrgeiz neue Möglichkeiten. Doch fanden fürs erste bloß seine Minderwertigkeitsgefühle Nahrung. Durch die prekäre Lage seiner Mutter, durch ihre unvorteilhafte Erscheinung und vor allem durch ihr unbeherrschtes, aggresives Wesen fühlte er sich in seiner neuen aristokratischen Umgebung höchst unbehaglich. Er litt beständig unter der Furcht, entweder seiner Mutter wegen oder infolge seiner Mißbildung gering eingeschätzt zu werden. In seinem Element fühlte er sich erst, als er in der Schule zu den Großen gehörte, die, wie es dort Sitte war, den jungen Kameraden gegenüber eine Führerrolle einnahmen. Hier nur war es ihm möglich,

sich von seinen Minderwertigkeitsgefühlen zu befreien und Gemeinschaftsgefühl zu entwickeln. Er wurde ein gütiger Beschützer für alle diejenigen, die seine unbedingte Überlegenheit anerkannten. In der Schule wußte man, daß er für eine gemeinsame Sache nur dann zu gewinnen war, wenn man ihn zum Führer wählte. Mitgehen oder gar Sichunterordnen kam für ihn nicht in Betracht. Dieser Charakterzug ist in Byrons ganzer Lebensgeschichte vorherrschend und widerspiegelt deutlich die entmutigenden Erfahrungen seiner Kindheit mit all denen, die stärker waren als er — seinen unbarmherzigen Gott inbegriffen. Byron hat es nie vermocht, sich an Größere anzuschließen, von ihnen zu lernen oder sie gar nachzuahmen. Das war seine Stärke und seine Schwäche. Sprachen lernte er von Kindern, Sport von Berufstrainern, die tief unter ihm standen. Seine Kunst aber schöpfte er nur aus seinem eigenen starken Erleben. Empfindungen wie Achtung, Dankbarkeit, Vertrauen, die der Ausdruck des Gemeinschaftsgefühls Überlegenen gegenüber sind, hat er kaum gekannt. Die bedeutendsten unter seinen Freunden, Hobhouse und Shelley, waren an Ruhm, Rang und Vermögen weit unter ihm. Auch hatte Byron für die beiden weit weniger Anhänglichkeit als sie für ihn.

Als Byron nach Beendigung der Mittelschule nach Cambridge kam, wo er unter lauter Gleichaltrigen war, konnte er sich natürlich nur schwer einordnen. Dies war ein Glück für seine Begabung. Er hätte sonst wohl aus Eitelkeit die Spiel- und Trinkgelage, die in den dortigen Kreisen Ehrensache waren, mitgemacht und wäre geistig versandet.

Byrons Zuneigung zu untergeordneten Geschöpfen zeigte sich auch stark in seiner Vorliebe für Tiere. Sobald er sich gegen Wucherzinsen Kredit verschaffen konnte, führte er eine ganze Menagerie und eine Anzahl Bedienter mit sich.

Adler hat auf die Bedeutung der Schlafstellung als Ausdruck des Lebensstils hingewiesen. Byron schlief als Erwachsener nie anders als mit zwei geladenen Pistolen neben sich. Er war von treuen Bedienten umgeben und hatte eigentlich keine persönlichen Feinde. Dennoch gebrauchte er diese übertriebene Vorsicht. Sie bedeutete wohl: „Ich kann niemandem vertrauen als meiner eigenen Kraft. Darum verlasse ich mich im Notfall lieber auf tote Waffen als auf lebende Menschen."

Am deutlichsten zeigte sich Byrons Angst vor gleich- oder höherstehenden Wesen in seiner Einstellung Frauen gegenüber. Als Kind litt er durch die Bosheit seiner Kinderfrau und den Jähzorn seiner Mutter. Diese sah in ihm das Abbild des Vaters. Sie traute ihm nur rücksichtslosen Egoismus zu, fürchtete ihn und stellte sich dem Knaben kämpferisch entgegen. Dabei brachte sie, wie seinerzeit für den Vater, die schwersten materiellen Opfer. Sie erreichte damit eben das, wovor sie bangte: nachdem Byron ihrer Zucht entwachsen war, beherrschte er die Mutter kalt und rücksichtslos. Dies war auch später seine Haltung Frauen gegenüber, die willens- und gefühlsstark waren und die er darum als überlegen empfand. Die Frau als Subjekt war ihm unerträglich, denn er fürchtete, mehr als alles, Objekt in ihrer Hand zu werden.

So blieben ihm nur zwei Möglichkeiten von Liebeserlebnissen: die unglückliche Liebe, die sich in sehnsüchtigen Träumen auslebt und in der die Geliebte nicht als aktive Persönlichkeit mitwirkt, weil sie entweder überhaupt nicht oder zumindest mit ihrer Seele nicht dabei ist — und zweitens die Beziehung zu Frauen, die Byron als primitive, vollkommen untergeordnete Geschöpfe betrachtete und die darum seinen seelischen Monolog nicht unterbrechen konnten.

Gelegenheit zur unglücklichen Liebe bot sich ihm naturgemäß schon frühzeitig. Zuerst mit neun Jahren und dann wieder als Sechzehnjähriger verlor er sein Herz an eine Unerreichbare und jedesmal zehrte er jahrelang an seinen schmerzlichen Erlebnissen. Sie dienten ihm dazu, seine Scheu vor den Frauen und das Gefühl seines wenig stattlichen Äußern zu vertiefen. Als Mittelschüler war er jungen Mädchen gegenüber so verwirrt, daß er, wenn er einer vorgestellt wurde, halblaut vor sich hinzählte. Diese sonderbare Gewohnheit charakterisiert am besten das Gemisch von Angst und Verachtung, das er empfand. Er wußte ihnen nichts zu sagen, weil sie ihm nicht als gleichwertig erschienen und gleichzeitig schämte er sich vor ihnen wegen seiner Blödigkeit und suchte diese durch sein Gemurmel zu verschleiern.

Nur einem jungen Mädchen, das ihn freilich als Frau gar nicht anzog, gelang es, mit ihm in ein kameradschaftlich herzliches Verhältnis zu kommen. Sie war es auch, die seine Jugendgedichte kennen lernte, lobte, und ihn zur Herausgabe bewog. Dieses Erstlingswerk („Mußestunden") machte Byrons Namen genügend bekannt, um ihm auch in Cambridge die überlegene Position zu schaffen, die ihm ein Bedürfnis war. Nun fand er dort Freunde, die ihm ergeben waren. Byron lud sie zu sich auf sein Schloß und verlebte mit ihnen eine glückliche Zeit: er war Alleinherrscher. Hier hatte er auch seine ersten Maitressen, denn sämtliche hübsche Bauerntöchter der Umgebung wurden im Schloß angestellt. Doch die Freunde nahmen Abschied, die Mädchen blieben ihm nicht unentwegt treu — da zog es ihn fort. Er ging vorerst nach London, aber auch da fühlte er sich nicht an seinem Platz. Er war jung, verschuldet, unbekannt und auch nach seiner Großjährigkeit unter seinesgleichen von geringer Bedeutung.

Da beschloß er, mit seinem Freund Hobhouse nach Griechenland zu verreisen, wo er sich zwei Jahre lang aufhielt. Es war die schönste Zeit seines Lebens. In der Fremde fühlte er sich frei, nicht beobachtet und beurteilt, niemandem zur Rechenschaft verpflichtet. Sogar die Trennung von Hobhouse, der nach einem Jahr in die Heimat zurückkehrte, empfand Byron noch als Erleichterung. Nun war die Verbindung mit England vollends gelöst. In diesem Jahr war Byron restlos glücklich: da lebte er in einem Kapuzinerkloster in Athen als geliebter und bewunderter sportlicher Führer der Schuljugend.

Noch war sein körperliches Minderwertigkeitsgefühl sehr groß und jede Anerkennung, jeder Beweis seiner physischen Leistungsfähigkeit erfüllte ihn mit kindlicher Freude. Maurois erzählt: „Er schrieb an seine Mutter, an seinen Anwalt, an die ganze Welt, daß er den Hellespont durchschwommen hatte, und dieses Wagestück wurde, zusammen mit

den Klagen über Fletcher (sein Bedienter, der die Strapazen der Reise viel weniger mannhaft ertrug als er selbst) und die Art, wie Ali Pascha die Kleinheit seines Ohres gelobt hatte (als untrügliches Merkmal seiner aristokratischen Abkunft) eines der Hauptthemen seiner Briefe."

Byron beklagte die Unterjochung des griechischen Volkes, doch bewunderte er auch die Türken und billigte ganz besonders die Stellung der Frauen im Orient, die seinen eigenen Sicherungstendenzen so gut entsprach.

Als Byrons Anwalt ihn nach England zurückrief, da folgte er ungern und voll Widerwillen.

So kindisch eitel Byron in Bezug auf Äußerlichkeiten war, so wenig war er sich seines Wertes als Dichter bewußt. Von den Ergebnissen der letzten zwei Jahre schätzte er am wenigsten sein Heldengedicht „Childe Harold". Gerade dieses begründete seinen Ruhm. Wie sein erstes Buch ihm in Cambridge die ihm unentbehrliche erste Stellung verschafft hatte, so wurde er mit diesem Werk über Nacht der König der Londoner Salons. Byrons Leitbild, das in diesem Epos Gestalt annahm, war das noch nicht bewußte Ideal der werdenden Epoche. Die englische Aristokratie, vor allem die Frauen, bewunderten den Dichter, vergötterten ihn. In der vornehmsten Gesellschaft seiner Zeit hatte er eine Überlegenheitsposition erreicht.

Aber dies war nicht die aktive Rolle des Führers und Beschützers, die er liebte, sondern die passive des verwöhnten Lieblings, die ihm lästig war. Es lag ihm nicht, sich von den Wogen des Erfolges tragen zu lassen, um nach einiger Zeit, ohne eigenes Verschulden, in Vergessenheit zu versinken und durch andre ersetzt zu werden. Andrerseits war er zu eitel und zu lebensdurstig, um freiwillig auf den Ruhm und die Lockungen der großen Welt zu verzichten.

So fand er eine seinem Lebensstil gemäßere Form des Rückzuges. Es gelang ihm nämlich, seine wohlwollendsten, liberalsten Bewunderer durch krasse Bizarrerien und wüste Ausschweifungen vor den Kopf zu stoßen. Hobhouse scheint den Sinn dieses Verhaltens verstanden zu haben. Ein Gastgeber fragte diesen einmal, wie lange Byron fortfahren werde, alle Speisen zurückzuweisen und nur Kartoffelsalat zu sich zu nehmen. Da antwortete Hobhouse treffend: „Solange Sie darauf achten werden."

Doch wie brachte es Byron fertig, die leichtlebige, amoralische englische Gesellschaft seines Zeitalters durch seine haarsträubende Unsittlichkeit zu schokieren? War es übergroße Sinnlichkeit, hemmungslose Triebhaftigkeit? Aber er hatte ja im Orient, wo er unbeobachtet war, wo ihm die Landessitten so sehr zusagten, er überallhin Zutritt hatte, ein kindlich heiteres, keusches, ja klösterlich abgeschiedenes Leben geführt. Und nun war aus dem schüchternen, puritanisch erzogenen, menschenscheuen Träumer ein gefürchteter Don Juan geworden. Aus der eingesponnenen Puppe war ein gaukelnder Falter geschlüpft. Er hatte die Erscheinungsform gewechselt, aber nicht das Ziel. Wie zur Zeit seiner unglücklichen Liebe, erlebte er Sensationen und vermied

eine wirkliche Hingabe. Durch sein übertriebenes Genießertum fand er den Weg in die Einsamkeit zwangsläufig zurück.

Auch Byron selbst war sich der Metamorphose bewußt. Doch suchte er sie naturgemäß nicht final, sondern kausal zu erklären. In einem Brief an seine Freunde schreibt er: „Die letzten Jahre meines Lebens waren ein steter Kampf gegen die Gefühle, die den ersten Teil desselben so verbittert haben. Obwohl ich mir schmeichle, sie größtenteils überwunden zu haben, gibt es noch Augenblicke, wo ich ebenso einfältig bin wie früher. Das habe ich noch nie ausgesprochen und ich hätte es auch Euch nicht gesagt, doch fürchte ich, brutal gewesen zu sein und habe den Wunsch, Euch eine Erklärung zu geben. Aber Ihr wißt, daß ich kein Weltschmerzler bin. Also — lachen wir." In der Tat gab es für Byrons fatalistisch-pessimistische Weltauffassung nur zwei Alternativen: Weltschmerz oder Ironie. Den ersteren hatte er bereits zur Genüge in all seiner Bitterkeit ausgekostet. Nun versuchte er den überlegen unbeteiligten Standpunkt des Spötters einzunehmen. Maurois sagt: „Im Glauben, alles Vertrauen zu Frauen und Männern verloren zu haben, versuchte er, sich Genüsse zu erstehlen, ohne Liebe und ohne Freundschaft. Das Unglück war, daß er sich ohne Leidenschaft entsetzlich langweilte. Denn der Schmerz, so unerträglich er das Leben macht, erfüllt es mit so lebhaften Empfindungen, daß sie die Leere verdecken. Byron hatte das Leben mit einer großen Liebe begonnen. Diese Liebe war eine Niederlage geworden, doch hatte sie dem Kinde das Bedürfnis einer Gefühlserregung gegeben, die ihm unentbehrlich wurde. Wie ein Mensch, dessen Gaumen an scharfe Gewürze gewöhnt ist, so fand Byron im Ruhezustand des Herzens das Leben schal und unerquicklich."

Wir Individualpsychologen suchen die Wurzeln freilich tiefer. Nicht mit der unglücklichen Liebe hatte Byron sein Leben begonnen, sondern die verfehlte Liebeswahl und das Haftenbleiben an der schmerzlichen Erfahrung waren bereits ein Ausdruck seiner Angst vor der Kooperation, der Angst, die in frühester Kindheit seinen Charakter bestimmte. Die Lücke, die dieses Gefühl ausgefüllt hatte und die ihm nachher als tödliche Leere erschien, war die ungestillte Sehnsucht nach der gefürchteten Gemeinschaft, die jeder Neurotiker irgendwie empfindet. In diesem Bedürfnis nach innerer Unruhe oder vielmehr in dieser Angst vor einer endgültigen Bindung, geriet Byron an Frauen, wie sie am wenigsten zu ihm paßten.

Zuerst war es die originelle, exzentrische Lady Caroline Lamb. Voll Geist und Temperament scheute sie in ihrer exaltierten Verliebtheit vor keinem kompromittierenden Wagnis zurück. So war sie das genaue Gegenteil des Typs, der Byron weiblich und begehrenswert erschien. Maurois schildert seine Einstellung folgendermaßen: „Er bemerkte die Gefühle der andern nicht, er wollte sie nicht bemerken. Die leidenschaftlichen Ergüsse Lady Carolines waren ihm ein ermüdendes, vulgäres Geräusch, das seine innere Musik störte .... Er empfand ihre Bewunderung als Zwang und wandte sich müde ab. Statt daß ihn ihre naive Anbetung gerührt hätte, war er darüber erbost. Er fand, daß sie ihn lächerlich machte und, sonderbares Gefühl, er tadelte die Liebe, deren

Objekt er war." Für den Individualpsychologen erscheint diese Einstellung Byrons gar nicht sonderbar. Wer unausgesetzt Angst hat, zum Objekt zu werden, dem muß auch in der Liebe die passive Rolle mißfallen. Schließlich verbündete sich Byron mit Carolines Gatten, ihrer Mutter und Schwiegermutter, um sich mit List und Gewalt von ihr zu befreien. Andere Frauen der Gesellschaft, die ihre Gefühle weniger betonten, wußten Byron länger zu fesseln. Doch waren ihm diese nicht so ausschließlich und rückhaltslos ergeben, wie er dies forderte.

Als Byron seine zukünftige Frau, Annabella Milbank, kennenlernte, hatte er sofort das richtige Gefühl, daß sie nicht zu ihm paßte. „Ich habe kein Verlangen, sie näher kennenzulernen. Sie ist zu gut für einen gefallenen Engel und ich würde sie bestimmt mehr lieben, wenn sie weniger vollkommen wäre." Dennoch warb er in drei Jahren dreimal um ihre Hand, bis er endlich ihr Jawort erhielt.

Während dieser selben drei Jahre aber entspann sich das Liebesverhältnis zwischen ihm und seiner um vier Jahre älteren Stiefschwester Augusta.

Augusta war Familienmutter, von materiellen Sorgen bedrängt, ohne irgendwelche geistige Interessen. Sie hatte ein oberflächlich fröhliches Gemüt und war ihrem weitaus überlegenen Bruder in so unbedenklicher Weise ergeben, daß sie seine Annäherung passiv und willenlos, aber auch ohne Verantwortungsgefühl und ohne Skrupel hinnahm. Hier war Byron ganz Subjekt, er trug das ganze Schuldgefühl, die ganze Last des sündhaften Verhältnisses. Darin lag für ihn wohl auch der besondere Reiz dieser Verbindung. Auch *Maurois* erkennt deutlich, eine wie große Rolle das verirrte Geltungsstreben bei dieser Leidenschaft spielte: „Seine früheren Abenteuer erschienen ihm schal neben diesem mit Gewissensbissen vermischten Glück. Der Inzest, der eines der ältesten menschlichen Gesetze verletzte, schien ihm zum sinnlichen Genuß das Prestige der Revolte hinzuzufügen.... Unfähig zu schweigen, deutete er seinen Freunden in geheimnisvoll verschleierter, jedoch durchsichtiger Weise an, welches sein neues Liebesobjekt war. Sogar Lady Melbourne (die Schwiegermutter Carolines, eine mondäne Frau ohne moralische Skrupel) war außer sich: ‚Das ist ein Verbrechen, für das es in dieser Welt keine Sühne gibt, was immer in jener Welt sein möge.' Byron, obwohl er dachte wie sie, war stolz, sie schokiert zu haben." Wie bei *André Gide* die Homosexualität, so tauchte in Byrons Werken das Inzestproblem ununterdrückbar immer wieder auf. Doch war es nicht wie bei *Gide* das Bedürfnis, seine Verfehlung zu legitimieren [1]) Er selbst verurteilte sie, fühlte sich jedoch als Opfer seiner Leidenschaft. Das unbegriffene Ziel seines Selbstverrates war, Skandal und Entrüstung hervorzurufen, der Mittelpunkt des lebhaftesten Interesses zu sein. So bewog er Augusta, das Kind, das sie ihm gebar und das ihr Gatte für sein eigenes hielt, Medora zu taufen (gleichwie die Frucht der Geschwisterliebe in einem von Byrons Werken).

[1]) Vgl. *Oliver Baachfeld*: André Gides Werdegang. Heft 4, Jahrg. 1930 dieser Zeitschrift.

Nach der Geburt des Kindes dachte Byron nun ernstlich an eine Heirat, die ihm als einziger Rettungsanker in seiner seelischen Verstrickung erschien. Augusta unterstützte ihn getreulich in seinen Projekten und war herzlich erfreut, als er endlich das Jawort Miß Milbanks erhielt. Auch Byron war glücklich, die Frau, die ihm solange widerstanden hatte, nun doch erobert zu haben. Doch als die Verbindung vollzogen werden sollte, da schob er den Tag der Vereinigung ganz grundlos immer wieder hinaus und legte seiner Braut nahe, ihren Entschluß gut zu überlegen und eventuell zurückzutreten.

Es war zu spät. Annabella war ein willensstarker, charakterfester Mensch, sehr klug und sehr gläubig. Was sie für richtig hielt, das führte sie ohne nachträgliche Bedenken aus. Darum hielt sie sich für unfehlbar und das war ihr Unglück. Von ihrem Verstande geleitet, hatte sie Byrons erste Bewerbung ausgeschlagen. Im Glauben an ihre eigene Kraft, seine Seele durch den Glauben zu retten, sagte sie schließlich ja. Daran hielt sie unwiderruflich fest, bereit, die Verantwortung zu tragen.

Vom ersten Tag ihrer Verheiratung an war Byron bestrebt, sich für diese Eigenmächtigkeit zu rächen. Er, der die Ehe als sicheren Hafen ersehnt hatte, fühlte sich umgarnt, überlistet, der Freiheit gewaltsam beraubt. In dieser Einbildung quälte er Annabella, wo er nur konnte. Er griff sie in ihrem Glauben an und betonte dadurch die Kluft, die zwischen ihnen lag. Die Memoiren Annabellas zeigen deutlich, wie gut sie verstand, was in Byron vorging. Sie erkannte, wie sehr er durch seinen Prädestinationsglauben entmutigt war: „Alles Unglück kommt von seinem unseligen Kinderglauben, der die Rückkehr des verlorenen Sohnes leugnet." Sie begriff auch, daß seine Zielsetzung eine falsche war und daß sich darum seine Vitalität nach der unnützen Seite entfaltete: „Sein Verhängnis ist eine Leidenschaft für die Erregung, die man immer bei heißblütigen Temperamenten findet, wenn die verfolgten Ziele nicht bis zu einem gewissen Grad geregelt sind. Die Freude am Quälen kommt daher, wie die Lust am Trinken und am Spiel." Annabella durchschaute auch Byrons Minderwertigkeitsgefühl, das ihn ihr gegenüber so ungerecht machte: „Wenn er sich meiner würdig gefühlt hätte, wäre er gut zu mir gewesen. Ich war gleichsam sein Gewissen."

Dennoch verstand sie es nicht, Byron richtig zu behandeln. Ihre moralische Überlegenheit reizte Byron aufs höchste. *Maurois* sagt: „Vielleicht hätte er Mitleid mit ihr gehabt, wenn sie schwach erschienen wäre, aber sie verbarg ihre Schwäche nur allzugut. Sie hatte weder die unruhige Schüchternheit Augustas noch das zerbrechlich Schreckhafte von Lady Frances, sondern ein unbeirrbares Aussehen und runde, rosige Backen." In dieser Zeit verkehrte Byron viel mit *Scott*, dem auch seine Zerfahrenheit und Reizbarkeit auffiel. *Scott* schrieb über ihn: „Er war oft melancholisch und fast finster. Wenn ich ihn so fand, wartete ich entweder, daß seine üble Laune von selbst verging oder daß sich eine leichte und natürliche Gelegenheit ergab, ihn zum Sprechen zu bringen. Dann schwanden die Schatten fast immer von seiner Stirne." Lady Byron vermochte dies nicht. Ihre Bemühungen, den Gatten zu beeinflussen, waren zu offenkundig, als daß es ihr hätte gelingen können.

Sie verstand es nicht, die eigene Persönlichkeit zurücktreten zu lassen, „ihre Sache auf nichts zu stellen". Ihr Subjektsein oder vielmehr die Angst, an ihr zum Objekt zu werden, erbitterte Byron bis zur Grausamkeit. Er demütigte sie vor Augusta, schickte sie fort, um die Abende allein mit der Schwester zu verbringen und verletzte durch immer erneute Anspielungen an das unerlaubte Verhältnis Annabellas mühsam bewahrte Gutgläubigkeit. Um ihm verzeihen zu können, hielt ihn Annabella für toll und sah in seiner vermeintlichen Krankheit eine neue Aufgabe für ihren Opfermut. Sie hätte ihm gerne ihr Leben geweiht unter der — bei ihm unerfüllbaren — Bedingung, selbständig und aktiv bleiben zu können. Nach der Geburt ihrer Tochter befahl ihr Byron in roher Weise, sie möge bis auf weiteres zu ihren Eltern zurückkehren. Annabella gehorchte und wartete von dort aus, daß man Byron nach Manifestwerden seiner Geistesstörung zu ihr bringe. Sie war entsetzt, als sie hörte, daß er gesund war. Er war also verantwortlich für seine Taten, er würde im Jenseits zur Rechenschaft gezogen werden und sie mit ihm, wenn sie sich durch ihr Nachgeben zur Mitschuldigen machte. Ein ferneres Zusammenleben mit ihm mußte zu gemeinsamer Verdammnis führen. So faßte sie den schmerzlichen aber unwiderruflichen Entschluß der Trennung.

Der jähe und unerwartete Abschluß dieser Ehe, die ihm zur Qual geworden war, hatte auf Byron eine niederschmetternde Wirkung. Er flehte demütig um Wiedervereinigung, aber Annabella blieb fest. Da kannte sein Haß und seine Verbitterung keine Grenzen. Dieses scheinbar paradoxe Verhalten können wir nur individualpsychologisch verstehen. (Denn „Ambivalenz" ist nur eine Bezeichnung, die weiter nichts erklärt.) Byron hatte eine große Niederlage erlitten. Denn diese Frau war ihm gegenüber bis zuletzt ein freier, selbständig handelnder Mensch geblieben. Sein Minderwertigkeitsgefühl ließ ihn noch nach Jahren in ohnmächtigen Rachephantasien gegen sie wüten.

Wir können es aber auch verstehen, daß Byron alle Dinge, die an Annabellas Walten in seinem Haus erinnerten, mit liebevoller Wehmut umfing. Ein begonnenes Wirtschaftsbuch, in dem von ihrer Hand zweimal das Wort „household" steht, bewahrt er wie ein Heiligtum auf. Nun hat er sich ja nicht mehr mit ihrer lebendigen Gegenwart auseinanderzusetzen. Die Abwesende läßt sich noch besser als Kinder, Diener oder Tiere zum Objekt seines Fühlens und Denkens machen. Genau so hatte Byron, als nach seiner Rückkehr aus Griechenland seine Mutter starb, seine Kindesliebe entdeckt. Er hatte sie tief betrauert und ihr Andenken in großen Ehren gehalten.

Byrons Eheskandal in Verbindung mit den Gerüchten über sein Verhältnis mit Augusta, dazu seine herausfordernd betonte Napoleonverehrung machten ihn schließlich in England unmöglich. Er wurde von der Gesellschaft geächtet, er hatte sein Ziel erreicht: Er war nicht nur frei, sondern vogelfrei, alle Bande, die ihn an die Heimat hätten fesseln können, waren gelöst und seine Rolle, in der er eine Welt gegen sich hatte, war nicht ohne tragische Größe.

Kurz vor seiner Abreise aus England hatte Byron noch ein für ihn

wenig erfreuliches Abenteuer, wie um das Maß aller ihm widerwärtigen Erlebnisse zu erfüllen. Eine exaltierte Anbeterin, *Claire Clermont*, eine Schwägerin Shelleys, erreichte es nach hartnäckigem Werben, daß er eine Nacht mit ihr verbrachte. Die kecke Initiative der Frau empfand er als lästig und schamlos und war in höchstem Grade abgestoßen. Sie wußte es jedoch einzurichten, daß sie bald darauf mit ihrer Halbschwester und ihrem Schwager Shelley am Genfersee weilte, als Byron dort eintraf. Byron und Shelley befreundeten sich rasch, trieben zusammen Wassersport und diskutierten ihre Weltanschauungen. Unter andern tauchte das Problem der Einheit der Perönlichkeit immer wieder auf. Maurois erzählt hierüber: „Shelley war nicht in sich selbst gespalten, er kannte nur einen Shelley. Byron kannte mehrere Byron, für ihn lag der Konflikt im Innern. Konflikt zwischen dem Byron seiner ersten Liebe und dem Byron von Lady Melbourne, zwischen dem Sentimentalen und dem Zyniker, dem Unnahbaren und dem Anlehnungsbedürftigen, dem Konformisten und dem Rebellen, zwischen einem der großherzigsten und einem der grausamsten Wesen. Das unbeugsame Schicksal, das ihn zu so bedauerlichen Handlungen getrieben hatte, war keine Schöpfung seines Geistes. Er glaubte nicht wie Shelley an die Allmacht des Menschen, um die Welt neu zu erschaffen. Für ihn gab es göttliche und teuflische Mächte."

Unsere Zielsetzung bestimmt auch unsere Weltanschauung. Der von Byron erlebte innere Konflikt war in seinem Lebensstil begründet. Wir haben gesehen, daß seine scheinbar widerspruchsvollen Verhaltungsweisen aus einer einheitlichen Auffassung der Persönlichkeit durchaus zu verstehen sind und nur den geänderten Lebenslagen entsprechende Mittel zur gleichen Zielsetzung darstellen. Nicht aus der Evidenz der Tatsachen entstand sein Gefühl der innern Zerrissenheit und Ohnmacht. Byron bewegte sich in einem circulus vitiosus. Der Prädestinationsglaube hatte ihn frühzeitig entmutigt. Er hatte kein Vertrauen in die eigene Kraft, sein Leben frei zu gestalten, Herr seines Schicksals zu sein. Um sich aber dann seiner Schwäche nicht zu schämen, mußte er sich immer fester an seinen Fatalismus klammern. Daß er sich selbst als ohnmächtiges Werkzeug von göttlichen und dämonischen Kräften, als unschuldiges Opfer seiner Bestimmung erlebte, entsprang seinen Gewissensqualen und dem Bedürfnis, sich unverantwortlich zu machen. Diese Theorie, derzufolge er das Objekt übernatürlicher Mächte war, machte es ihm erst möglich, andern Menschen gegenüber als selbstherrliches Subjekt willkürlich und rücksichtslos zu schalten.

Nach einigen Monaten kehrten Shelleys nach England zurück und bald darauf reiste Byron nach Venedig. Nun war er wieder einmal befreit von dem Druck, der in England und unter seinesgleichen auf ihm lastete. Bald fand er auch lässige, oberflächliche Frauen, die ihm entsprachen, wenigstens solange sie nicht begannen, sich als Gefährtin zu fühlen und seelische Ansprüche zu stellen.

Zuerst war es *Marianne Segati*, die Frau eines Tuchmachers, bei dem Byron wohnte. Maurois schildert diese Beziehung, in der Byrons

typische Einstellung deutlich hervortritt, folgendermaßen: „Er liebte Frau Segati auf seine Weise, halb sentimental, halb von oben herab, wie er einen treuen Hund liebte, ein Pferd, ein Lied von Tom Moore. Sie war fröhlich, wenn er es wünschte, schweigsam, wenn er traurig war; ein schönes, ergebenes Tier. Neben ihr wurde er allmählich ruhig." So war Marianne die Frau, die er brauchte. Dennoch löste er das Verhältnis, als dieses drohte, bindend zu werden. Ähnlich erging es mit einer schönen Bäckersfrau, die weder lesen noch schreiben konnte. Als sie es erlernte, um Byrons Korrespondenz eifersüchtig zu überwachen, da wurde er ihrer überdrüssig.

Wenn es nach diesen der jungen Gräfin *Guiccioli* gelang, ihn vier Jahre lang zu fesseln, so war seine Treue wohl weniger der großen Liebe zuzuschreiben als der gefahrerfüllten Romantik, die er durch diese Verbindung erlebte. Die Gräfin vergötterte Byron. Doch auch hier empfand er das Geliebtwerden demütigend wie eine Minderwertigkeit. Maurois schreibt: „Er sprach von der Gräfin Guiccioli, indem er sagte ‚meine Freundin' auf etwas ironische Weise und mit dem Ton, mit dem er sonst von seinem ‚Füßchen' sprach. Auch eine Schwäche, diese allzutreue Maitresse."

Zu dieser Zeit nahm Byron an aufrührerischen Verschwörungen teil. Die österreichischen Behörden bewogen den Grafen Guiccioli zur Scheidung und verbannten die Gräfin und ihre Angehörigen. Byron folgte ihnen nach Pisa und, später, nach Genua. Jetzt war es sein sorgendes Verantwortungsgefühl, die positive Seite seines Nursubjektseins, das ihn an die Gräfin band.

Auch die Shelleys waren ihm nach Italien gefolgt. Claire Clermont hatte ihm eine Tochter geschenkt, die er Allegra nannte. Er ließ das Kind im Kloster erziehen, trotz der verzweifelten Einsprache der Mutter, die als Schülerin Shelleys überzeugte Atheistin war und außerdem fürchtete, das Kind könne durch die mangelhafte Pflege im Kloster Schaden leiden. Byron gestattete ihr nicht einmal, das Kind zu sehen. Maurois schreibt: „Claire gehörte, wie seinerzeit Annabella, zu den Frauen, die das Unglück hatten, Byron grausam zu machen. Sie vereinte den Mangel an Scham, den er Caroline Lamb vorgeworfen hatte mit den ‚Gefühlen und Predigten' von Lady Byron und, wie bei diesen, verzieh er ihr nicht die Grausamkeit, die sie in ihm weckte. Auch verachtete er sie zu sehr, um ihr eine Byron anzuvertrauen."

Das Kind starb im Kloster im Alter von 5 Jahren. Bald nach diesem Schicksalsschlag erfolgte der tragische Ertrinkungstod Shelleys.

Nun fesselten Byron nur mehr unliebsame Verpflichtungen an Italien. Er hatte die Angehörigen der Gräfin Guiccioli zu erhalten und, als Erbteil Shelleys, die kinderreiche Familie des Schriftstellers *Hunt*, den er auch durch persönliche Mitarbeit an seiner Zeitung unterstützte. Die materielle Belastung spielte zwar bei den inzwischen ungeheuerlich angewachsenen Einkünften Byrons keine Rolle. Dennoch war seine Aufgabe nicht leicht; denn die Hunts waren durch ihr Abhängigkeitsgefühl verbittert und feindselig und die Beziehung zur Gräfin glich

bereits allzusehr legitimen ehelichen Banden, als daß Byron noch Gefallen daran hätte finden können. Obwohl er in dieser Zeit sehr produktiv war, empfand er die Unbewegtheit und Leere seines Lebens schwerer denn je. Die Poesie schien ihm nur ein schlechter Ersatz für ein wirkliches Erleben, das ihm versagt blieb. Maurois schreibt: „Er hatte sich immer als Soldat oder Staatsmann betrachtet, den nur seine körperliche Mißbildung an der Ausübung seines wahren Berufes hinderte."

In der eben erwachenden griechischen Freiheitsbewegung bot sich Byron ein willkommener Wirkungskreis für seinen Führer- und Beschützerwillen. Hier war eine Aufgabe, die seinen Neigungen entsprach. „Als er mit dem englischen Hilfskomitee in Verbindung trat," erzählt Maurois, „bildeten seine sachlich präzisen, übersichtlichen Briefe einen vorteilhaften Kontrast gegenüber der leeren Rhetorik des Komitees. Er hatte eine klare Vorstellung von dem, was not tat und war entschlossen, das Seine dazu zu tun." Diese konkrete Einstellung Byrons wirkt einigermaßen überraschend, denn wir sahen ihn bisher immer nur unstet und wirklichkeitsfremd nach Sensationen fahnden.

Maurois erklärt Byrons Mangel an Tatkraft bis zu diesem Zeitpunkt als Ausdruck seiner Unentschlossenheit, sich für eine Facette der Wirklichkeit zu entscheiden und auf alle andern Möglichkeiten zu verzichten. „Dadurch," sagt er, „wird Byron zum bloßen Träumen verurteilt. Er wäre gern gleichzeitig ein großer Verteidiger des Volkes und ein feudaler Edelmann, ein Ehemann und ein Don Juan, ein Voltairianer und ein Puritaner gewesen." Darum, meint Maurois, daß sich Byron in diesem Befreiungskampf, wo seine aristokratischen Neigungen seine freiheitliche Gesinnung nicht beeinträchtigt hätten, als tüchtiger Führer hätte bewähren können.

Die Untätigkeit aus Angst vor der Entscheidung und dem damit verbundenen Verzicht kennt die Individualpsychologie zur Genüge. Es ist dies auch eine Art Furcht vor der Unvollkommenheit. Doch kam bei Byron noch ein Zweites hinzu. Um sich in erfolgreichem Handeln mit der Wirklichkeit auseinanderzusetzen, muß man gleichzeitig Subjekt und Objekt sein können. Hiefür sind theoretische Projekte, auch wenn sie noch so präzise durchdacht sind, kein Beweis. Denn sobald man sich anschickt, seine Phantasieprodukte zu realisieren, antwortet das Leben stets in unvorhergesehener Weise. Erst im Augenblick, wo der Gegenspieler auftritt, der die eigenen Pläne durchkreuzt, zeigt es sich, ob man der gestellten Aufgabe gewachsen ist. Ob sich Byron im Freiheitskrieg bewährt hätte, läßt sich hier nicht entscheiden, denn er hat den Tag, an dem er dem Feind hätte gegenüberstehen sollen, nicht mehr erlebt.

Als Byron mit dem englischen Hilfskomitee ins reine gekommen war, gelang es ihm auch, seine Angelegenheiten in Italien zu ordnen. Durch Geldmittel konnte er das Los der Familie Hunt sichern. Graf Guiccioli zeigte sich bereit, seine Frau zurückzunehmen und wieder verbündete sich Byron mit dem Gatten und den Angehörigen der Geliebten gegen ihre Leidenschaft.

Der Bruder der Gräfin begleitete Byron nach Griechenland. Er war tapfer und zugetan, aber alles, was er unternahm, mißglückte. Byron hatte ja seit jeher das Talent, sich mit einem Gefolge zu umgeben, das ihm nur hinderlich war. Wir gehen wohl nicht fehl, wenn wir auch dieses „Mißgeschick" mit seiner Tendenz, alle Last der Verantwortung selbst zu tragen, in Zusammenhang bringen. Er fühlte sich nur mit Menschen wohl, die er ein wenig verachten, über die er sich erhaben fühlen konnte.

Byron war ein halbes Jahr in Griechenland, als er einer Erkältung erlag. Er hatte — darauf war er stolz — der Expedition eine größere Geldsumme geopfert als Napoleon für seinen italienischen Feldzug gebraucht hatte. Seine ganze persönliche Kraft hatte er in den Dienst der Sache gestellt, ohne jedoch bei Lebzeiten auch nur das kleinste Resultat zu erzielen. Aber wenn es ihm auch nicht gegönnt war, selbst irgendwelche Früchte seiner Bemühungen zu sehen, so wirkte sein tragisches Ende doch indirekt, indem es das allgemeine Interesse der zivilisierten Welt für den griechischen Freiheitskampf wachrief und den Unterdrückten schließlich zum Sieg verhalf.

Byrons unerreichtes Leitbild spiegelt sich in den Helden seiner Dichtungen. Sein Ideal ist der Tatmensch, der frei war von allen Schwächen und Erdgebundenheiten, unter denen Byron litt. Hier erkennt man deutlich Byrons Selbsteinschätzung. Seine Helden besitzen alle Eigenschaften, die Byron erstrebte und auf die er stolz war und entbehren diejenigen, die er geringschätzte und deren er sich schämte. Wir finden fast bei allen die hohe Geburt, Zärtlichkeit und Leidenschaft im Knabenalter, später enttäuschende Erlebnisse und, als Antwort darauf, Verzweiflung und Wut. Bezeichnenderweise jedoch hat der Byronheld niemals die künstlerische Gestaltungskraft des Dichters, sondern er erlebt die Dramen, die Byron träumte. Byrons Leidenschaften bis in seine schwersten Verirrungen werden von seinen Helden getreulich empfunden. Doch scheinen sie bei ihnen aus überschäumender Lebenskraft zu kommen und nicht, wie es bei Byron tatsächlich der Fall war, aus Schwäche und Sensationslust.

Deutlich zeigt sich hier, wie das Leitbild bei aller Idealisierung die unsoziale Tendenz in Byrons Persönlichkeit verkörpert. Byron repräsentiert ja auch wie kein Zweiter das Zeitalter des Individualismus. Er sieht seine eigene Größe in der Menschenverachtung, im Anderssein. Aber gerade mit dieser „Einzigartigkeit" wurde Byron das Vorbild einer ganzen Epoche. In einem Stadium der „Ichfindung" in der Geschichte der Menschheit war er Fahnenträger. Darum konnte er soviele Tausende begeistern und mit sich reißen und letzten Endes viel Gutes wirken. Es fehlte ihm zwar an Anpassungsfähigkeit an das Bestehende, doch leistete er durch seine geistige Unabhängigkeit um so mehr für die Neubelebung seiner Gesellschaftsklasse, die zu jener Zeit eine Notwendigkeit war. Nur deshalb konnte sein Werk so nachhaltig wirken, so starke Schwingungen auslösen.

Friedrich Nietzsche und die Individualpsychologie.

Von ROBERT FRESCHL (Wien).

Friedrich Nietzsche: Auch der Mutigste von uns hat nur selten Mut zu dem, was er eigentlich weiß.
Alfred Adler: Der Mensch weiß viel mehr, als er versteht.

„Damit ein Abschnitt der menschlichen Geistesgeschichte in einem haltbaren Bilde fortlebe, dazu scheint immer nur ein einziger Mensch nötig zu sein, aber dieser eine ist unerläßlich. — So würde für unsere Zeit *Nietzsche* genügen." Dieser Satz, der etwas verkürzt der „Kulturgeschichte" *Friedells* entnommen ist, sagt über die Bedeutung *Nietsches* für das Geistesleben der letzten fünfzig Jahre nicht zu viel aus.

Unter den größten Denkern aller Zeiten ist *Friedrich Nietzsche* sicherlich der bedeutendste Psychologe und man kann behaupten, daß das Fundament seines grandiosen Gedankenbaues durchaus ein psychologisches ist. Schreibt er doch in „Menschliches — allzu Menschliches", das ursprünglich „Psychologisches" heißen sollte:

„Ob die psychologische Beobachtung mehr Nutzen oder mehr Nachteil über die Menschen bringe, das bleibe immerhin unentschieden, aber feststeht, daß sie notwendig ist, weil die Wissenschaft ihrer nicht entraten kann." Und der Schlußsatz des ersten Hauptstücks (von den Vorurteilen der Philosophen) in „Jenseits von Gut und Böse" lautet:

„Und der Psychologe wird . . . verlangen dürfen, daß die Psychologie als Herrin der Wissenschaft anerkannt werde, zu deren Dienst und Vorbereitung die übrigen Wissenschaften da sind. Denn Psychologie ist nunmehr wieder der Weg zu den Grundproblemen."

Nietzsche hat diese psychologische Untersuchung mit einem bis dahin unbekannten Scharfsinn, einer *bedingungslosen* Hingabe an das Werk und einer auf dornigem Wege erreichten geistigen Unabhängigkeit geführt, wie sie weder vorher noch nachher in Erscheinung trat.

Daß ein Denker, der in seinem dritten Buch des Willens zur Macht (Prinzip einer neuen Wertsetzung) den Satz schreibt: „Alle treibende Kraft ist Wille zur Macht, außerdem gibt es keine physische dynamische oder psychische Kraft" — dem Gedankengut der Individualpsychologie zunächst steht, braucht nicht besonders betont zu werden. Aber nicht nur in Bezug auf den Willen zur Macht oder, wie die Individualpsychologie sagt, das *Machtstreben* ist diese Übereinstimmung zu verzeichnen. Auch in einer ganz großen Reihe von Begriffsanalysen und Formulierungen zeigt sich diese manchmal bis zur Identität reichende Gemeinsamkeit der Auffassung. Einige Beispiele:

In der Bildung der *Vernunft, der Logik, der Kategorien*, ist *das* Bedürfnis maßgebend gewesen: *nicht zu erkennen, sondern* zu *subsummieren*, zu *schematisieren*, zum Zweck der Verständigung, der Berechnung. Hier hat nicht eine präexistente Idee gearbeitet: sondern die *Nützlichkeit*, daß nur, wenn wir grob und gleichgemacht die Dinge sehen, sie für uns berechenbar und handlich werden. Die *Finalität* in der Vernunft ist eine Wirkung, keine Ursache: Bei jeder anderen Art Vernunft, zu der es fort-

während Ansätze gibt, mißrät das Leben, — es wird unübersichtlich. — Die Kategorien sind „Wahrheiten" nur in dem Sinne, als sie *lebensbedingend* sind.

Tatsächlich gilt die *Logik* (wie die Geometrie und Arithmetik), nur von fingierten Wesenheiten, die wir geschaffen haben. *Logik ist der Versuch, nach einem von uns gesetzten Seins-Schema die wirkliche Welt zu begreifen, richtiger: Uns formulierbar, berechenbar zu machen. Die Welt erscheint uns logisch, weil wir sie erst logisiert haben.* Das vernünftige Denken ist eine Interpretation nach einem Schema, welches wir nicht abwerfen können.

Die *Kausalitäts-Interpretation ist eine Täuschung* . . . . Ein Ding ist die Summe seiner Wirkungen, synthetisch gebunden, durch einen Begriff. Tatsächlich hat die Wissenschaft den Begriff Kausalität seines Inhaltes entleert und ihn übrig behalten zu einer Gleichnisformel, bei der es im Grunde gleichgültig geworden ist, auf welcher Seite Ursache oder Wirkung.

Die *Berechenbarkeit eines Geschehens* liegt nicht darin, daß eine Regel befolgt, oder einer Notwendigkeit gehorcht, oder ein Gesetz von Kausalität von uns in jedes Geschehen projiziert wurde, sondern sie liegt in der Wiederkehr „identischer Fälle".

Wenn wir uns jetzt etwas ausführlich mit der Stellung *Nietzsches zum Lust-Unlust*-Problem beschäftigen, so geschieht dies u. a. auch, um zu zeigen, wie sehr seine Anschauung im *Widerspruch zur Libidotheorie* steht.

„Unlust" und „Lust" sind die denkbar dümmsten Ausdrucksmittel von Urteilen: womit natürlich nicht gesagt ist, daß die Urteile, welche hier auf diese Art laut werden, dumm sein müßten. Das *Weglassen aller Logizität*, ein *Ja* oder *Nein* in der Reduktion auf ein *leidenschaftliches Habenwollen* oder *Wegstoßen*, eine imperativische Verkürzung, deren *Nützlichkeit* unverkennbar ist: *das ist Lust und Unlust.* Ihr *Ursprung* ist in der Zentralsphäre des Intellekts: Ihre *Voraussetzung* ist ein unendlich beschleunigtes Wahrnehmen, Ordnen, Subsummieren, Nachrechnen, Folgern: *Lust und Unlust sind immer Schlußphänomene, keine Ursachen.*

Die Entscheidung darüber, *was Unlust und Lust erregen soll, ist vom Grade der Macht abhängig. Dasselbe*, was in Hinsicht auf *ein geringes Quantum Macht* als *Gefahr* und Nötigung zur schnellsten Abwehr erscheint, kann bei einem *Bewußtsein größerer Machtfülle* eine wollüstige Reizung, *ein Lustgefühl* zur Folge haben.

Alle *Lust- und Unlust-Gefühle* setzen bereits ein Messen nach Gesamt-Nützlichkeit, Gesamt-Schädlichkeit voraus: Also eine Sphäre, wo das Wollen eines Ziels (Zustandes) und ein Auswählen der Mittel dazu stattfindet. *Lust und Unlust sind niemals „ursprüngliche Tatsachen". Lust- und Unlust-Gefühle sind Willens-Reaktionen* (Affekte), in denen das intellektuelle Zentrum den Wert gewisser eingetretener Änderungen zum Gesamtwert fixiert, zugleich als Einleitung von Gegenaktionen.

Affekte sind eine Konstruktion des Intellekts, eine Erdichtung von Ursachen, die es nicht gibt. Alle körperlichen Gemeingefühle, die wir nicht verstehen, werden intellektuell ausgedeutet, d. h. ein Grund gesucht, um

sich so oder so zu fühlen (*Adler* würde sagen: *Das ist wie man will im Hinblick auf das Wozu!*) Also etwas Nachteiliges, Gefährliches, Fremdes wird gesetzt, als wäre es die Ursache unserer Verstimmung: Tatsächlich wird es zur Verstimmung *hinzugesucht*, um der *Denkbarkeit* unseres Zustandes willen. — Häufige Blutzuströmungen zum Gehirn mit dem Gefühl des Erstickens werden als „Zorn" interpretiert. Die Personen und Sachen, die uns zum Zorn reizen, sind Auslösungen für den physiologischen Zustand. — Nachträglich, in langer Gewöhnung, sind gewisse Vorgänge und Gemeingefühle sich so regelmäßig verbunden, daß der Anblick gewisser Vorgänge jenen Zustand des Gemeingefühls hervorbringt und speziell irgend jene Blutstauung, Samenerzeugung usw. mit sich bringt: Also durch die Nachbarschaft. „*Der Affekt wird erregt*", sagen wir dann.

In „Lust" und „Uulust" stecken bereits Urteile: Die Reize werden unterschieden, *ob sie dem Machtgefühl förderlich sind oder nicht.*

Es ist Wunder-Glaube, einen Gedanken als Ursache einer mechanischen Bewegung zu setzen. Die Konsequenz der Wissenschaft verlangt, daß, nachdem wir *die Welt in Bildern uns denkbar gemacht haben*, wir auch die Affekte, Begehrungen, Willen usw. *uns denkbar machen.*

Wenn das Wesen der *Lust* zutreffend bezeichnet worden ist, als *ein Plus-Gefühl von Macht* (somit als ein Differenz-Gefühl, das die Vergleichung voraussetzt), so ist damit das Wesen der „*Unlust*" noch nicht definiert. Die falschen Gegensätze, an die das Volk und folglich die Sprache glaubt, sind immer gefährliche Fußfesseln für den Gang der Wahrheit gewesen. Es gibt sogar Fälle, wo eine Art Lust bedingt ist durch eine gewisse rhythmische Abfolge kleiner Uulust-Reize; damit wird ein sehr schnelles Anwachsen des Machtgefühls, des Lustgefühls erreicht. Dies ist der Fall z. B. beim Kitzel, auch beim geschlechtlichen Kitzel, im Akt des Coitus: Wir sehen dergestalt, die *Unlust als Ingrediens der Lust tätig.* Es scheint, eine kleine Hemmung, die überwunden wird und der sofort wieder eine kleine Hemmung folgt, die wieder überwunden wird. Dieses Spiel von Widerstand und Sieg regt jenes Gesamtgefühl von überschüssiger, überflüssiger Macht am stärksten an, das das Wesen der Lust ausmacht.

Lust und Unlust sind Nebensachen, keine Ursachen, es sind Werturteile zweiten Ranges.

Der Mensch sucht nicht die Lust und vermeidet nicht die Unlust: Man versteht, welchem berühmten Vorurteile ich hiermit widerspreche. *Lust und Unlust* sind *bloße Folge-, bloße Begleiterscheinungen* — was der Mensch will, was jeder kleinste Teil eines lebenden Organismus will, das ist *ein Plus von Macht.* Im Streben darnach folgt sowohl Lust als Unlust: Aus jenem Willen heraus sucht er nach Widerstand, braucht er etwas, das sich entgegenstellt. Die Unlust als Hemmung seines Willens zur Macht ist also ein normales Faktum, das normale Ingrediens jedes organischen Geschehens; der Mensch weicht ihr nicht aus, er hat sie vielmehr fortwährend nötig; jeder Sieg, jedes Lustgefühl, jedes Geschehen setzt einen überwundenen Widerstand voraus.

Nehmen wir den einfachsten Fall: *Den der primitiven Ernährung:* Das Protoplasma streckt seine Pseudopodien aus, um nach etwas zu suchen, das ihm widersteht, — *nicht aus Hunger, sondern aus Willen zur*

Macht. Darauf macht es den Versuch, dasselbe zu überwinden, sich anzueignen, sich einzuverleiben. — Das, was man „Ernährung" nennt, ist bloß eine Folge-Erscheinung, eine Nutzanwendung jenes ursprünglichen Willens, stärker zu werden.

Die *Unlust* hat also so wenig notwendig eine Verminderung unseres Machtgefühls zur Folge, daß in durchschnittlichen Fällen sie gerade als Reiz auf dieses Machtgefühl wirkt, — das Hemmnis ist der stimulus dieses Willens zur Macht.

In *„Der Wille zur Macht"* als Erkenntnis sagt *Nietzsche* im Kapitel: *„Der erkenntnistheoretische Ausgangspunkt"* folgendes: Das Maß dessen, was uns überhaupt bewußt wird, ist ja ganz und gar abhängig von der *groben Nützlichkeit des Bewußtwerdens* — Alles, was uns bewußt wird, ist durch und durch erst zurecht gemacht, vereinfacht, schematisiert, ausgelegt. — Der wirkliche Vorgang der inneren „Wahrnehmung" ist uns absolut verborgen.

Die Erkenntnis arbeitet als Werkzeug der Macht, das Maß des Erkennenwollens hängt ab vom Maß des Wachsens, des Willens zur Macht, *der Art: Eine Art ergreift soviel Realität, um über sie Herr zu werden, um sie in Dienst zu nehmen.* — Alles, was als Einheit ins Bewußtsein tritt, ist bereits ungeheuer kompliziert: Wir haben immer nur einen *Anschein* von Einheit.

Die *animalischen Funktionen* sind ja prinzipiell *millionenfach wichtiger,* als alle *schönen Zustände* und *Bewußtseins-Höhen:* Letztere sind ein Überschuß, soweit sie nicht Werkzeuge sein müssen für jene animalischen Funktionen. *Das ganze bewußte Leben,* der *Geist samt der Seele,* samt dem *Herzen,* samt der *Güte,* samt der *Tugend:* in wessen Dienst arbeitet es denn? In dem möglichster Vervollkommnung der Mittel (Ernährungs- und Steigerungs-Mittel) der animalischen Grundfunktionen, vor allem *der Lebenssteigerung.*

Es liegt so unsäglich viel mehr an dem, was man „Leib" und „Fleisch" nannte: Der Rest ist ein kleines Zubehör. Die Aufgabe, die ganze Kette des Lebens fortzuspinnen und so, daß der Faden immer mächtiger wird, das ist die Aufgabe.

Woran mißt sich objektiv der Wert? Allein an dem Quantum *gesteigerter* oder *organisierter Macht.*

Alle *„Zwecke", „Ziele", „Sinne"* sind nur Ausdrucksweisen und Metamorphosen des einen Willens, der *allem* Geschehen inhäriert; *des Willens zur Macht.*

Alle Wertschätzungen sind nur Folgen und engere Perspektiven im Dienste dieses einen Willens: Das *Wertschätzen* selbst ist nur dieser *Wille zur Macht.*

Die *ungeheure Wichtigkeit,* mit der das Individuum den *geschlechtlichen Instinkt* nimmt, ist nicht eine Folge von dessen *Wichtigkeit* für die Gattung, *sondern das Zeugen* ist die *eigentliche Leistung* des Individuums und sein *höchstes Interesse,* folglich, seine höchste *Machtäußerung* (natürlich nicht vom Bewußtsein aus beurteilt, sondern von dem Zentrum der ganzen Individuation).

Das Leben ist nicht Anpassung innerer Bedingungen an äußere, *sondern Wille zur Macht*, der von Innen her und immer mehr „Äußeres" sich unterwirft und einverleibt.

Das Leben als ein Einzelfall (Hypothese von da aus auf den Gesamtcharakter des Daseins) strebt nach einem *Maximal-Gefühl von Macht: Streben* ist nichts anderes als *Streben nach Macht*, das *Unterste* und *Innerste* bleibt dieser Wille.

Das Leben als die uns bekannte Form des Seins ist spezifisch *ein Wille zur Akkumulation der Kraft:* — Alle Prozesse des Lebens haben hier ihren Hebel: Nichts will sich erhalten, alles soll *summiert* und *akkumuliert* werden.

Der *Glaube an den Leib ist fundamentaler* als der Glaube an *die Seele:* Letzterer ist entstanden aus der unwissenschaftlichen Betrachtung der Agonien des Leibes (etwas, das ihn verläßt. Glaube an die Wahrheit des Traumes). Das *Phänomen des Leibes ist methodisch voranzustellen.*

Wesentlich vom *Leib ausgehend und ihn als Leitfaden zu benützen.* Er ist das viel *reichere Phänomen*, welches deutlichere Beobachtung zuläßt. Der *Glaube an den Leib ist besser festgestellt, als der Glaube an den Geist.*

Hier setzt nun die schöpferische Gedankenarbeit *Alfred Adlers* ein. *Adler* ist der *Brückenschlag von der Physiologie zur Psychologie* gelungen. Die Gedankenkette, die von der *Organminderwertigkeit zum Minderwertigkeitsgefühl und von da zur überkompensatorischen Leistung* führt, ist das tragende Kabel dieser genialen Brückenkonstruktion. Leider hat das *Nietzsche* nicht mehr erlebt und es ist schmerzlich zu wissen, wieviel schöpferische Anregungen durch die Unmöglichkeit des persönlichen Gedankenaustausches dieser zwei Männer uns verloren gegangen ist. Umsomehr, als es immer wieder überraschend wirkt, wie die beiden von ganz verschiedenen Ausgangspunkten aus zu merkwürdig übereinstimmenden Einsichten gelangen. — So z. B. glaubt man *Adler* zu hören, wenn man bei *Nietzsche* findet:

Bewußtsein ist soweit da, als Bewußtsein nützlich ist. — Oder: Es ist wesentlich, daß man sich über die Rolle des Bewußtseins nicht vergreift: Es ist unsere Relation mit *der „Außenwelt"*, welche es entwickelt hat. Es ist nur ein Mittel der *Mitteilbarkeit*, es ist im *Verkehr entwickelt, und in Hinsicht auf Verkehrsinteressen.* — (Die Individualpsychologie würde sagen: im Hinblick auf die Gemeinschaft). Wie ausgezeichnet ist z. B. die durchaus dynamische Auffassung der Individualpsychologie in dem *Satze gegeben: Alles Geschehen, alle Bewegung, alles Werden ist als ein Feststellen von Grad- und Kraft-Verhältnissen, als ein Kampf* zu betrachten. Und erinnert die folgende Bemerkung nicht an die einleitenden Worte in dem Aufsatz *Adlers: „Die Meinung über sich und über die Welt."* Was kann allein Erkenntnis sein? Auslegung, Sinn — hineinlegen — nicht Erklärung (in den meisten Fällen eine neue Auslegung über eine alte unverständlich gewordene Auslegung, die jetzt selbst nur Zeichen ist). Es gibt keinen Tatbestand, alles ist flüssig, unfaßbar, zurückweichend — und nun dieser Satz! — *Das Dauerhafteste sind noch unsere Meinungen.*

In Wahrheit ist Interpretation ein Mittel, um Herr über etwas zu werden.

Der Wert der Welt liegt in unserer Interpretation. Die bisherigen Interpretationen sind perspektivische Schätzungen, vermöge deren wir uns im Leben, d. h. im Willen zur Macht, zum Wachstum der Macht erhalten. Jede Erhöhung des Menschen bringt die Überwindung engerer Interpretationen mit sich.

Dem *Werden* den Charakter des *Seins* aufzuprägen, das ist der *höchste Wille zur Macht.*

Daß alles wiederkehrt, ist die extremste Annäherung einer Welt des Werdens an die des Seins.

Und mit diesem Gedanken gelangt man zu einem der Probleme, das die Individualpsychologie mit Recht in ein sehr scharfes Licht ihrer Betrachtungsweise gerückt hat; zu dem Problem der *Verantwortlichkeit*, des *Verantwortungsgefühls.*

Die Art, wie ein Mensch dieser wichtigen Frage des Lebens gegenübersteht, ob er für sein Tun die Verantwortung übernimmt und trägt, oder ob er sich ihr durch ein für seine Zwecke äußerst sinnreiches Beziehungssystem entzieht, ist für seinen gesamten Lebensstil entscheidend und bedingt als wesentliches Element die *Summe seiner Reaktionsweisen*, die der allgemeine Sprachgebrauch als *Charakter* bezeichnet.

Es ist nicht zu leugnen, daß das Leben eine große Reihe schwieriger und schwierigster Situationen bietet, die ein ganz bedeutendes Maß von Verantwortlichkeitsgefühl auch von einem verantwortungsbereiten Menschen fordern, und in denen er sich beweisen muß.

Die Tatsache einer verhältnismäßig kurzen mittleren Lebensdauer, die dem Menschen zugemessen ist, schränkt dieses Verantwortungsgefühl sehr ein, und wenn auch die etwas zynische Formel, die in der Wendung „Aprés moi le déluge" ihren Ausdruck gefunden hat, nicht allgemein als richtig anerkannt wird, so ist doch nicht zu leugnen, daß die Erkenntnis der Unabänderlichkeit unseres Todes sehr häufig dieses Gefühl der Verantwortung einschränkt.

Nietzsche als Schöpfer eines neuen gedanklichen Weltgebäudes, das leider unvollendet blieb, empfand aus der tiefen Sittlichkeit seiner Natur heraus ein *außerordentliches Bedürfnis, diese Verantwortlichkeit unsterblich zu machen, sie sozusagen zu verewigen* und so gelangte er zu seiner Lehre von der *Wiederkehr des Gleichen*, von *der ewigen Wiederkunft.* — Dieser Gedanke nun gibt der Verantwortlichkeit des Menschen eine ungeheure Bedeutung, da jede seiner Entscheidungen belastet ist mit dem Gewicht des „Immer wieder in alle Ewigkeit!"

In den Notizen des Nachlasses finden wir: „Meine Lehre sagt: So leben, daß Du wünschen mußt, wieder zu leben, ist die Aufgabe. — *Du* wirst es *jedenfalls!* Wem *das Streben* das höchste Gefühl gibt, der strebe, wem *Gehorchen* das höchste Gefühl gibt, der *gehorche.* Nur möge er bewußt darüber werden, was ihm das höchste Gefühl ist, und kein Mittel scheuen! *Es gilt die Ewigkeit!*"

Es wäre eine ebenso einseitige als unrichtige Darlegung, wenn nach der beiläufigen Feststellung der weitgehenden Übereinstimmung nicht auch die ganz außerordentlich wesentlichen Divergenzen aufgezeigt würden, die zwischen den Anschauungen *Nietzsches* und denen der Individualpsychologie bestehen.

Am kennzeichnendsten werden wir dieser Unterschiede gewahr werden, wenn wir die Antworten betrachten, die von den beiden *Anschauungsweisen* auf die Frage nach *dem Sinn des Lebens* gegeben werden. Wie die Frage, so reicht auch die Antwort in das Gebiet des *Metaphysischen*. *Alfred Adler* hat es im Gegensatz zu vielen anderen Forschern, die sich in die Toga einer strengen Wissenschaftlichkeit hüllen, mit erfrischender Klarheit ausgesprochen, daß *alle* Wissenschaften in die *Metaphysik* münden, und daß es keinen Grund gibt, sich vor der Metaphysik zu fürchten. Ja, im Gegenteil, jeder neue Gedanke, alles Schöpferische stößt über die Grenze der unmittelbaren Erfahrung in das Gebiet der Metaphysik vor.

Was versteht nun *Adler* unter dem Sinn des Lebens. —

Wenn wir die Erkenntnis festhalten, daß in jedem Menschen das Machtstreben wirkt, so würde sich, falls diesem Drang des Individuums nichts entgegenstünde, keine natürliche Schranke entgegengestellt wäre, ein chaotisches Ringen zwischen diesen einzelnen Individual-Strebungen ein *Kampf aller gegen alle* ergeben, der jede weitere Entwicklung unmöglich machte. Es lag also, abgesehen von den äußeren Notwendigkeiten im Kampf gegen die Naturgewalten und Umweltsbedrohungen die psychologische Nötigung zur Gemeinschaft vor, was im höheren Plan des Lebens vorgesehen gewesen sein dürfte, wenn die Entwicklung der Daseinsform „Mensch" überhaupt möglich werden sollte. Allein die Tatsache der Zweigeschlechtlichkeit und Vielheit der menschlichen Individuen deutet auf diesen Plan hin. Oder, wie dies *Adler* kurz und prägnant formuliert hat: „Nach einem Sinn des Lebens zu fragen hat nur Wert und Bedeutung, wenn man das *Bezugssystem Mensch-Kosmos im Auge hat.* Dieses individuelle Machtstreben, dieser Drang, vielleicht sogar Zwang nach Überlegenheit, der schon in den frühesten Anfängen des Lebens bestanden haben dürfte, weil er eine wesentliche Voraussetzung der Selbstbehauptung darstellt, fand seine sinnvolle Zusammenfassung und Entwicklung ermöglichende Hemmung im *Gemeinschaftsgefühl.*

Die Pflege, die Kultivierung dieses Gemeinschaftsgefühls, das noch sehr der Steigerung bedarf, gegen das Ziel einer idealen Gemeinschaft hin zum Wohle der ganzen Menschheit spricht *Adler* als *Sinn des Lebens* an. Er meint, daß die berechtigte Erwartung besteht, daß in ferner Zukunft eine Einverleibung des Gemeinschaftsgefühls in dem Maße erfolgt sein wird, daß es lebensnotwendige Selbstverständlichkeit sein werde, wie etwa das Atmen. Es ist hier nicht unsere Sache, diese Hoffnungen in Zweifel zu ziehen.

Eine *völlig andere* Auffassung über den *Sinn des Lebens* finden wir bei *Friedrich Nietzsche.*

Diese Grundverschiedenheit ergibt sich aus dem Umstand, daß trotz der oft frappierenden Übereinstimmung vieler ihrer psychologischen Einsichten und fundamentalen Aufstellungen von einem Punkte aus die Ge-

dankenwege dieser beiden Persönlichkeiten scharf und immer schärfer auseinandergehen.

Für *Nietzsche* ist die Welt ein ungeheures Spiel von Kräften, deren Gruppierungen wiederkehren. Die ganze tote und lebendige Natur sind ihm Verkörperungen des Willens zur Macht. Der *Welt-Prozeß* ist ein *ewiger Kampf der einzelnen Willenselemente*, die sich zeitweise zur gemeinsamen Ausbeutung der anderen *zu Organismen* (die Zellen zum Menschenleib) oder zu *Organisationen* (die Menschen zu Völkern) zusammenschließen Der Höhepunkt dieser Machtorganisationen der Natur ist nicht der *Mensch*, sondern dessen Höherbildung, der *Übermensch*. Aber *Mensch und Übermensch* sind in dem unendlichen Ablauf schon dagewesen und werden noch unendlich oft wiederkehren.

Nietzsche bejaht diesen Willen zur Macht *durchaus* und *unbedingt* und bis in seine *extremste Steigerung*. Anders *Adler*. Ihm erscheint dieses schrankenlose Machtstreben, dessen dynamische Bedeutung er für alle Menschenleistungen anerkennt, als eine im Interesse der Menschheit zu bekämpfende Gefahr. — Für *Adler* ist die Gemeinschaft *übergeordnet*, ihr haben alle Menschen je nach ihrer Möglichkeit zu dienen. Das Wohl der Allgemeinheit, die Höherentwicklung der Menschheit ist das Wesentliche und nur jene Bewegung des Einzelnen oder einer Vielheit läßt er als wertvoll gelten, die Werte schafft, die dieser Höherentwicklung zugutekommen.

Adler sagt: Die Unsicherheit des Lebens hat bisher — allgemein — keine bessere Lösung gefunden als Streben nach Macht. Nun ist es Zeit, nachzudenken, ob dies der einzige, der beste Weg zur Sicherung des Lebens, zur Entwicklung der Menschheit ist.

Bei Nietzsche hingegen wird der Wille zur Macht zum Wesen der Welt erhoben, für ihn ist die *Menschheit* eigentlich nicht mehr, als das *Mittel, höhere Menschen* hervorzubringen. Er sagt: Wert ist das höchste Quantum Macht, das der Mensch sich einzuverleiben vermag. — Der *Mensch*, nicht die *Menschheit*. Die Menschheit ist viel eher noch ein *Mittel*, als ein *Ziel*. Es handelt sich um den *Typus:* Die *Menschheit ist bloß das Versuchsmaterial, der ungeheure Überschuß des Mißratenen: Ein Trümmerfeld*. Oder: Die *Individuation*, vom Standpunkt der Abstammungstheorie beurteilt, zeigt das beständige *Zerfallen von Eins ins Zwei* und das ebenso beständige *Vergehen der Individuen* auf den Gewinn von *wenig Individuen*, die die Entwicklung fortsetzen: Die übergroße Masse stirbt jedesmal ab. Das *Grundphänomen: unzählige Individuen geopfert um weniger willen*, als deren Ermöglichung. Man muß sich nicht täuschen lassen: Ganz so steht es mit den *Völkern und Rassen:* sie bilden den *„Leib" zur Erzeugung von einzelnen wertvollen Individuen*, die den großen Prozeß fortsetzen.

Wir haben die Behauptung aufgestellt, daß die Gedankenwege *Nietzsches* und *Adlers* von einem Punkte an scharf auseinandergehen und da stellt sich als gar nicht überraschend heraus, daß von da ab die *geistige* und *seelische Landschaft* der beiden Denker eine völlig verschiedene wird, und diese Wesensverschiedenheit immer stärker und stärker hervortritt, je mehr wir uns den letzten Formulierungen *Nietzsches* nähern.

Daß da, ebenso wie das Gesamtproblem — die Frage nach dem Sinn

des Lebens — auch alle Einzelprobleme eine grundverschiedene Beantwortung erfahren, ist zu erwarten.

Eines dieser Probleme z. B.: Die Frage der Beziehung *zwischen Mann und Weib*, richtiger: Die Frage der Abgrenzung der Aufgabenkreise dieser beiden menschlichen Geschlechtstypen im Rahmen des Lebens, wollen wir nun im Sinne der Auffassungen *Adlers* und *Nietzsches* betrachten.

In einem Aufsatz *Adlers* (Der Überlegenheitskomplex) finden wir nach einer flüchtig skizzierten historischen Entwicklung der Stellung der Frau bis in unsere Zeit folgenden Satz: Zwischen Mann und Frau hat bisher die Kraft, der Besitz, der Bildungsdünkel entschieden. — Und gleich darauffolgend diesen: „Daher der Rummel und die vielen Bücher über Liebe und Ehe." Wenn wir diesen, in zwei Sätzen ganz ungewöhnlich verdichteten Gedankengang ein wenig breiter dargestellt aufzulösen und aufzulockern versuchen, so tritt die grundsätzliche Stellung *Adlers* zum *Mann-Weib-Problem* ziemlich klar ins Licht. *Adler* ist der Meinung, daß die Stellung der Frau in der Gemeinschaft bisher eine unrichtige war, bestimmt in frühester Zeit durch die körperliche Überlegenheit des Mannes, später durch Besitz und das damit verbundene Monopol der sogenannten Bildung, wobei Tradition und Erziehung als Wegsperren für die Frau wirkten. Und doch ist es für Mann und Frau leicht einzusehen (so sagt *Adler)*, daß die Frau bei gleichwertiger Vorbereitung erfolgreich an der Macht teilhaben könnte. Und nun im unmittelbaren Anschluß folgt dieser ganz außerordentlich interessante und für die Anschauung *Adlers* sehr aufschlußreiche Satz: *„Daher der Rummel und die vielen Bücher über Liebe und Ehe."*

Wenn wir *Adler* richtig verstehen, so soll das heißen, daß das ganze *Mann-Weib-Problem* durch den Umstand, daß die Frau in eine psychologisch durchaus unrichtige Stellung gedrängt wurde, *zu unrecht kompliziert* erscheint. Die Dinge zwischen Mann und Frau liegen oder lägen in Wahrheit viel einfacher, wenn eben nicht durch die Besonderheit unserer Kultur, die eine männlich orientierte ist, der größte Teil der Frauen in jene unnatürliche Seelensituation gebracht worden wäre, die *Adler* als „männlichen Protest" bezeichnet hat, demzufolge die gesamte seelische Dynamik der Frau beherrscht ist von dem Streben, *ein Mann sein zu wollen, d. h. die gleichen Rechte oder richtiger Vorrechte zu genießen, wie dieser.* Was *Adler* (wir wollen es dahingestellt sein lassen, ob aus didaktischer, therapeutischer oder anderer Absicht) *nicht* gelten läßt, ist: daß die Frau auf Grund ihrer geschlechtlichen Besonderheit anderen, d. h. zweiten Ranges ist. Der Rummel und die vielen Bücher über Liebe und Ehe wären aus der Überschätzung des erotischen Elements zu erklären. Das grandiose Spiel der Leidenschaften auf diesem Gebiete ist ein aus der schiefen, wenn auch historisch gewordenen gesellschaftlichen Stellung der Frau hervorgegangenes, *sinnverwirrendes Blendwerk.* Adler *entzaubert* sozusagen, aus *Gründen der Seelenhygiene*, die Beziehung zwischen Mann und Frau, denn — so meint er wohl —, es bliebe auch nach dieser versuchten Entzauberung noch immer und in allen Fällen reichlich Problematik übrig. Aus diesen und anderen Darlegungen *Adlers* geht deutlich hervor, daß er jene Ein-

stellung, die die Rolle der Frau auf die der Gebärerin und Pflegerin beschränkt sehen will, deutlich ablehnt. Er ist der Meinung, daß die Kameradschaftlichkeit den einzig sicheren Ankerplatz auf dem Meere der Liebe und Ehe bietet.

Und nun *Nietzsche:*

Wir gehen bei der Auswahl der bezüglichen Belegstellen chronologisch vor, um die Zuspitzung und Verschärfung der Formulierungen sinnfällig zu machen. — „Die fröhliche Wissenschaft" 1881—82. „Scherz, List und Rache", Vorspiel in deutschen Reimen.

Der unfreiwillige Verführer:

„Er schoß ein leeres Wort zum Zeitvertreib
in's Blaue — und doch fiel darob ein Weib."

Mann und Weib:

„Raub Dir das Weib, für das Dein Herze fühlt!"
so denkt der Mann; das Weib raubt nicht, es stiehlt.

„Wenn ein Mann inmitten seines Lärms steht, inmitten seiner Brandung von Würfen und Entwürfen, da sieht er auch wohl stille, zauberhafte Wesen an sich vorübergleiten, nach deren Glück und Zurückgezogenheit er sich sehnt. — Es sind die Frauen. Fast meint er, dort bei den Frauen wohne sein besseres Selbst: an diesen stillen Plätzen werde auch die lauteste Brandung zur Totenstille und das Leben selber zum Traume über das Leben. Jedoch! Jedoch! Mein edler Schwärmer, es gibt auch auf dem schönsten Segelschiffe soviel Geräusch und Lärm, und leider so viel kleinen, erbärmlichen Lärm! Der Zauber und die mächtigste Wirkung der Frauen ist, um die Sprache der Philosophen zu reden, eine Wirkung in die Ferne, eine actio in distans: dazu gehört aber zuerst und vor allem Distanz.

Alle Frauen sind fein darin, ihre Schwäche zu übertreiben, ja erfinderisch in Schwächen, um ganz und gar als zerbrechliche Zierate zu erscheinen, denen selbst ein Stäubchen wehe tut: ihr Dasein soll dem Manne seine Plumpheit zu Gemüte führen und ins Gewissen schieben. So wehren sie sich gegen die Starken und alles Faustrecht."

Der Schlußsatz des Abschnittes „von der weiblichen Keuschheit" lautet: — Kurz, man kann nicht genug mild gegen die Frauen sein. — Ein individualpsychologisch geschultes Gehör wird in der so häufig mißverstandenen kleinen Wahrheit des alten Weibleins im Zarathustra (1883): „Du gehst zu Frauen? Vergiß die Peitsche nicht!" nichts Gegensätzliches vernehmen.

„Jenseits von Gut und Böse", 1885—86: — „. . . seine große Kunst ist die Lüge, seine höchste Angelegenheit ist der Schein und die Schönheit. Gestehen wir es, wir Männer: wir ehren und lieben gerade diese Kunst und diesen Instinkt am Weibe: Wir, die wir es schwer haben, und uns gerne zu unserer Erleichterung zu Wesen gesellen, unter deren Händen, Blicken und zarten Torheiten uns unser Ernst, unsere Schwere

und Tiefe beinahe wie eine Torheit erscheint. Zuletzt stelle ich die Frage: Hat jemals ein Weib selber schon einem Weibskopfe, Tiefe, einem Weibsherzen Gerechtigkeit zugestanden? Und ist es nicht wahr, daß, im Großen gerechnet, das Weib bisher vom Weibe selbst am meisten mißachtet wurde — und ganz und gar nicht von uns? Wir Männer wünschen, daß das Weib nicht fortfahre, sich durch Aufklärung zu kompromitieren: Wie es Manns Fürsorge und Schonung des Weibes war, als die Kirche dekretierte mulier taceat in ecclesia! Es geschah zum Nutzen des Weibes, als Napoleon der allzuberedten Madame de Staël zu verstehen gab: mulier taceat in politicis! — und ich denke, daß es ein rechter Weiberfreund ist, der den Frauen heute zuruft: mulier taceat de muliere."

Nietzsche nennt Madame Roland, Madame de Staël und Monsieur George Sand die drei komischen Weiber an sich; nichts mehr! Und gerade die besten unfreiwilligen Gegenargumente gegen Emanzipation und weibliche Selbstherrlichkeit.

Die Dummheit in der Küche, das Weib als Köchin; die schauerliche Gedankenlosigkeit, mit der die Ernährung des Hausherrn besorgt wird. Das Weib versteht nicht, was die Speise bedeutet; und will Köchin sein! Wenn das Weib ein denkendes Geschöpf wäre, so hätte es ja als Köchin seit Jahrtausenden die größten physiologischen Tatsachen finden, insgleichen die Heilkunst in seinen Besitz bringen müssen! — Eine Rede an höhere Töchter.

„Ein Mann, der Tiefe hat in seinem Geiste und in seinen Begierden, auch jene Tiefe des Wohlwollens, welche der Strenge und Härte fähig ist und leicht mit ihnen verwechselt wird, kann über das Weib immer nur orientalisch denken: — er muß das Weib als Besitz, als verschließbares Eigentum, als etwas zur Dienstbarkeit Vorbestimmtes und in ihr sich Vollendendes fassen, — wie dies ehemals die Griechen getan haben, dies besten Erben und Schüler Asiens, welche, wie bekannt, vom Homer bis Perikles mit zunehmender Kultur und Umfänglichkeit an Kraft, Schritt für Schritt auch strenger gegen das Weib, kurz, orientalischer geworden sind.

Die Weiber selber haben im Hintergrunde aller persönlichen Eitelkeit immer noch ihre unpersönliche Verachtung für „das Weib".

„Die ungeheuere Erwartung in betreff der Geschlechtsliebe und die Scham in dieser Erwartung, verdirbt den Frauen von vorneherein alle Perspektiven."

„Wo nicht Liebe oder Haß mitspielt, spielt das Weib mittelmäßig."

„Mann und Weib im Ganzen verglichen, darf man sagen: Das Weib hätte nicht das Genie des Putzes, wenn es nicht den Instinkt der zweiten Rolle hätte."

„Götzen-Dämmerung", 1888: „Das vollkommene Weib begeht Literatur, wie es eine kleine Sünde begeht: Zum Versuch, im Vorübergehen, sich umblickend, *ob* es jemand bemerkt und *daß* es jemand bemerkt."

„Man hält das Weib für tief — warum? Weil man nie bei ihm auf den Grund kommt. Das Weib ist noch nicht einmal flach."

„Aus diesen Proben dürfte die Stellung *Nietzsches* zur Frage Mann—Frau mit ziemlich einwandfreier Deutlichkeit hervorgegangen sein."

Es ist hier nicht unsere Aufgabe, zu untersuchen, ob dieses Apperzeptions-Schema Mann — Weib, richtig oder falsch ist und wo man stehen muß, um das hier behandelte Problem in dieser Perspektive zu sehen. Unzweifelhaft festzustehen scheint, daß in dieser wie in vielen anderen Fragen *die Gegensätzlichkeit der individualpsychologischen Auffassungen und der Anschauungen Nietzsches unüberbrückbar ist.*

Wir haben bei anderer Gelegenheit auf dem Wege der individualpsychologischen Deutung auszuführen versucht, wieso es kam, daß gerade dieser außerordentlich sensible, an sich die höchsten sittlichen Anforderungen stellende Pastorsohn, der den gigantischen Kampf führte, welcher in der „Genealogie der Moral" und im „Antichrist" seinen geistigen Ausdruck gefunden hat, zu diesen Anschauungen und Formulierungen gelangen mußte.

Es war die ungeheuere Tragik dieses Himmelsstürmers, daß *sein* Wille zur Macht in die *Grenzenlosigkeit* zielte, so daß sein Sturz in geistige Nacht, wie ein grandioses Memento der Logik des menschlichen Zusammenlebens „Bis hieher und nicht weiter!" anmutet.

Buchbesprechungen.

W. RIESE: *Le Déterminisme de Claude Bernard et ses Rapports avec la Neurologie Contemporaine.* (Der Determinismus *Claude Bernards* und seine Beziehungen zur gegenwärtigen Neurologie.) L'Encéphale, 1934, 10.

Verfasser steht strikt auf dem Standpunkt, daß in der Psychopathologie nur die Kausalität in Betracht kommt und meint, daß „das nachdrückliche Hervorheben der Tatsache, daß das Kausalitätsgesetz die vitalen und psychischen Phänomene im selben Maße beherrscht wie die Erscheinungen an unbelebten Körpern nichts anderes ist als der Ausdruck des normalen Verstandes". Aus diesem Grunde bekämpft er die Ansichten *Claude Bernards*, dessen Anhänger — und ein sehr unbedingter es im übrigen ist —, soweit *Bernard* die Rolle eines unberechenbaren Faktors in den vitalen Phänomenen in Abrede stellt, obwohl gerade *Bernard* die strengen physico-chemischen Prozesse bei Lebewesen sich „mit Hilfe vitaler Vorgänge" ablaufen läßt, über deren Natur er sich allerdings nur sehr vage äußert. *Riese* hingegen meint, daß „die anatomische und physiko-chemische Integrität keine *genügende* Bedingung für die moralische Freiheit, nicht einmal immer eine *notwendige* Bedingung" ist. Wäre dem so, dann „wäre die Tat ihres essentiellen, ihres *schöpferischen* Charakters entkleidet".

Riese kommt allerdings auch zu keinem Entschluß, wie die Determinierung der Lebensprozesse eigentlich vorgestellt werden sollte, meint aber zusammenfassend, „daß das Zurückgreifen auf schöpferische Ursachen des Lebens solange aufgeschoben werden sollte, bis die Analyse der uns zugänglichen Ursachen keine genügende und befriedigende Erklärung für die konkreten Phänomene mehr bietet". Die vorzeitige Einführung vitaler Prozesse als Erklärungsprinzip der Lebensphänomene halte den Fortschritt der Wissenschaft auf.

Leider ist aus der Arbeit nicht zu entnehmen, wie Verfasser, der vom „einzigartigen" Individuum und von

schöpferischen Vorgängen spricht, sich letztere aus der Kausalität erklärbar denkt. Dr. *L. Sicher* (Wien).

GEORGES GENIL-PERRIN *und* MADELEINE LEBREUIL: *Le Paranoiaque et la Législation des Loyers.* (Der Paranoiker und das Mietengesetz.) L'Hygiène Mentale, 1934, 7.

Einige interessante Fälle, die deutlich den Zusammenstoß zwischen dem endogenen Faktor und dem exogenen aufweisen. Es handelt sich bei den zitierten Fällen um Menschen, deren Verfolgungswahn manifest wird durch den Umstand, daß sie um ihre Wohnungen kamen. Mit Ausnahme eines Falles zeigen alle den relativ hohen Grad von Ehrgeiz, der bei keiner Paranoia fehlt und der die Patienten dazu veranlaßt, sich in den Mittelpunkt von Machinationen gerückt zu sehen, deren Opfer sie werden. Ein Umstand, der von der Individualpsychologie als erster psychologischer Richtung aufgedeckt worden war. Dr. *L. Sicher* (Wien).

Chronik.

Wiener Verein für Individualpsychologie.

Vorträge:

21. Oktober 1935: Dr. med et phil. *Lydia Sicher:* Das Minderwertigkeitsgefühl der Frau.

28. Oktober: Dr. med. *Alexander Müller:* Wandlungen der Persönlichkeit.

4. November: Dr. phil. *Alice Friedmann:* Das Frauenproblem der Gegenwart. (Zyklus „Probleme der Frau" I.)

11. Nov.: Dr. med. *Elda Lindenfels:* Wert und Unwert der Schönheit. (Zyklus „Probleme der Frau" II.)

18. Nov.: Dr. med. *Margret Hilferding:* Ehe und Krise. (Zyklus „Probleme der Frau" III.)

25. Nov.: Dr. med. *Rudolf Dreikurs:* Nervöse Schlaflosigkeit.

2. Dez.: Dr. med. *Alice Lehndorff:* Berufswahl der Frau. (Zyklus „Probleme der Frau" IV.)

9. Dez.: Dr. med. *Franz Plewa:* Die Stellung der Frau zur Gesellschaft. (Zyklus „Probleme der Frau" V.)

16. Dez.: Dr. phil. *Paula Fürth:* Jungmädchenprobleme. (Zyklus „Probleme der Frau" VI.)

13. Januar 1936: Fachlehrer *Ferdinand Birnbaum:* Die Meisterung des Lebens. (Zyklus „Lebensführung" I.)

20. Januar: Dr. med. et phil. *Alexander Neuer:* Über den Unterschied zwischen Individualpsychologie und Psychoanalyse.

27. Januar: Dr. med. *Felix Grünberger:* Menschen, die sich im Wege stehen.

3. Februar: Dr. med. et phil. *Alexander Neuer:* Das Problem der Genialität.

Ärztliche Diskussionsabende des Wiener Vereins für Individualpsychologie.

Vorträge:

30. Oktober 1935: Dr. *Arthur Holub:* Die Rolle der minderwertigen Organe in der Praxis.

13. November: Dr. *Alexander Müller:* Frigidität.

27. Nov.: Dr. *Rudolf Dreikurs:* Nervosität.

11. Dez.: Dr. *Rudolf Dreikurs:* Grenzen und Ausbaumöglichkeiten der Individualpsychologie.

8. Januar 1936: Dr. *J. Weitz:* Die psychische Komponente bei Haut- und Geschlechtskrankheiten.

22. Januar: I. Dr. *Rudolf Dreikurs:* Symptomwahl. — II. Dr. *Alexander Neuer*-Dr. *Lydia Sicher:* Zwiegespräch, eine Behandlung darstellend.

5. Februar: Dr. *Alexander Neuer:* Psychogenese.

The Medical Society of Individual Psychology.

Chairman: Dr. *C. M. Bevan Brown.*

14th November, 1935. Dr. *I. A. Hadfield:* "A Contribution to Psychopathology."

12th December, 1935. Dr. *R. G. Macdonald Ladell:* "Medical Psychology: Pre-war, War-time and Post-war; a Retrospect."

9th January, 1936: Annual Dinner.

Alexander Baldie, M. B., D. P. M., Hon Sec.

7, Warrington Gardens, Warrick Avenue, London, W. 9.
Tel.: ABErcorn 4200.

Nachrichten und kleine Mitteilungen.

Unsere Mitarbeiterin Frau Dr. med. et phil. *Lydia Sicher* (Wien) hat vom 2. November bis 15. Dezember 1935 im Rahmen einer Vortragsreise in Holland, Litauen und Lettland — und zwar in Holland in Dordrecht, Gennep, Leeuwarden, Weendam, Utrecht, Hengelo, Nijmegen, Amsterdam, Heemstede, Haag, Haarlem und Rotterdam (als Gast verschiedener Rotary-Clubs), in Litauen in Kaunas (als Gast der vereinigten litauischen und jüdischen Ärztegesellschaften), in Lettland in Riga — 37 Vorträge über Individualpsychologie gehalten.

*

Frau *Sofie Lazarsfeld* (Wien) hielt am 28. November 1935 in der Deutschen Urania in Prag über „Die Frau zwischen 30 und 50 Jahren", und am 29. November über Einladung der Arbeitsgemeinschaft für Individualpsychologie und Journalistenvereinigung in Brünn über „Adam und Eva bei der Eheberatung" Vorträge.

*

Marie Heynemann, früher Leiterin der individualpsychologischen Erziehungsberatungsstelle in Magdeburg, ist seit dem 1. Dezember 1935 am Jüdischen Waisenhaus West Norwood, London, S. E. 27, als beratende Psychologin angestellt.

*

Mr. *Anthony Brook* (Barcelona) hat am 4. Dezember 1935 im Ateneo Barcelones einen Vortrag in spanischer Sprache über „Amor y Matrimonio" (Liebe und Ehe) gehalten.

*

Die Adresse der *Arbeitsgemeinschaft für Individualpsychologie* in *Barcelona* ist: Barcelona, Rambla Catalunya, 84, 4º. Postanschrift: Barcelona, Apartado 5016. (Dr. *Oliver Brachfeld.*)

*

Von Prof. Dr. *Alfred Adler* (New-York) erscheint im nächsten Heft unserer Zeitschrift ein Artikel über *„Symptomenwahl in der Neurose"*.

*

Soeben ist die zweite Auflage von Dr. *Alfred Adlers* „Individualpsychologie und Schule" *in spanischer Sprache* (Verlag der „Revista de Pedagogia", Madrid), sowie eine *spanische Übersetzung* von Dr. *Alfred Adlers* „Das Problem der Homosexualität" (Editorial Apolo, Barcelona) erschienen.

*

Soeben ist das 1. Heft des *„International Journal of Individual Psychology"* mit dem in unserem letzten Heft angekündigten sehr reichhaltigen Inhalt in erstklassiger Ausstattung *erschienen.*

Subskriptionen — $ 5.00 ganzjährig — sind an *„International Journal of Individual Psychology"*, 228. N. La Salle Street, *Chicago*, Illinois, U.S.A., zu richten.

*

Die Mitarbeiter der Zeitschrift werden ersucht, nur einseitig mit der Maschine geschriebene Manuskripte einsenden zu wollen.

*

Die in diesem Heft besprochenen und angekündigten Bücher sind durch die *Buchhandlung Perles, Wien, I., Seilergasse 4*, zu beziehen.

*

Einige wenige Exemplare des *vollständigen ersten* und *vierten* sowie des *unvollständigen zweiten* und *dritten* Jahrganges der „Internationalen Zeitschrift für Individualpsychologie" sind durch die *Administration, Wien, VI., Joanelligasse 6*, und vom V. Jahrgang an durch die Buchhandlung Perles Wien, I., Seilergasse 4, zu beziehen.

Erneuerung des Abonnements.

Die Administration bittet um ehebaldigste Überweisung der Abonnementbeträge für 1936, sowie der etwaigen Rückstände, an die Adresse der Zeitschrift: Wien, VI., Joanelligasse 6.

Vereine und Arbeitsgemeinschaften für Individualpsychologie

Verein Wien: IX., Alserbachstraße 15. (Dr. Heinz Sternberg.)

Ungarischer Verein: Ungarischer Verein für Individualpsychologie (Magyar Individualpsychologiai Egyesület), Geschäftsstelle: Budapest: IV. Petöfi-u. 11. (Doz. Dr. Stephan v. Maday.)

The Medical Society of Individual Psychology: 11, Chandos Street. Cavendish Square. London W. 1 (Langham 1043). (Chairman: J. C. Young, M.C., M.D., M.S. Vice-Chairman: Sir Walter Langdon Brown, M. D., F. R. C. P., Regius Professor of Physic, University Cambridge; Hon. Secretary: Dr. O. H. Woodcock, 22, Ridge Hill, London, N. W. 11. Tel.: Speedwell 4995.

The Individual Psychology Club: 62 Torrington Square, London, W. C. 1. (Chairman: W. T. Symons Esqu.; Hon. Secretary: Miss P. Dudley Short.)

Arbeitsgemeinschaft Köln: Köln-Lindental, Lortzingstraße 4. (Hedwig Bloemendal.)

Arbeitsgemeinschaft Brasov (Kronstadt, Rumänien: Brasov, Str. Portii 8. (Dr. Ernst Kahana.)

Arbeitsgemeinschaft Freudenstadt: Freudenstadt im Schwarzwald, Haus Hohenfreudenstadt. (Dr. J. Bauer.)

Arbeitsgemeinschaft Stuttgart: Stuttgart-Hedelfingen. (Stadtpfarrer Dr. J. B. Schairer.)

Arbeitsgemeinschaft Zagreb (Agram, Jugoslawien): Zagreb, Strossmayerov trg 4. (Dr. Benno Stein.)

Arbeitsgemeinschaft Kopenhagen: Kopenhagen, Hellerup 8. (Bildhauerin Thyra Bohldsen.)

Arbeitsgemeinschaft Krakôw (Polen): Krakôw (Polen), Paulinska 18./9. (Lehrer J. I. Kohn.)

Arbeitsgemeinschaft Barcelona: Barcelona, Apartado 5016. (Dr. Oliver Brachfeld. Adresse: Barcelona, Rambla Catalunya, 84, 4º.)

Individualpsychologische Gruppe in Berlin: Berlin NW 40, In den Zelten 9. (Annie Heinrichsdorff.)

Arbeitsgemeinschaft individualpsychologischer Ärzte Berlin: Berlin-Neukölln, Weserstraße 72. (Dr. med. Wilhelm Brandt.)

Arbeitsgemeinschaft Cernauti (Rumänien): Cernauti (Rumänien), Str. Hormuzachi 5. (Lehrerin Dorothea Bräuer.)

Arbeitsgemeinschaft Ödemis (Türkei): Ödemis, Türkei (Prof. Eyüp Hamdi Bey).

Arbeitsgemeinschaft Zürich: Wetzikon, Kanton Zürich. (Frau Inès Spring-Zürcher, Telephon: 978.494.)

Verein zur Förderung der Individualpsychologie, Athen: Sankt Sofiastr. Nr. 174, Athen, Griechenland. (Dr. phil. Demetrios Moraitis.)

Arbeitsgemeinschaft Utrecht: Utrecht, Willemsplantsoen 7. (Dr. P. H. Ronge.)

Arbeitsgemeinschaft Paris: 89, rue Erlanger, Paris XVI. (Frau Dr. M. Rapaport. Leitung: Dr. med. et phil. Alexander Neuer.)

Arbeitsgemeinschaft Amsterdam: Amsterdam, Frans van Mierisstraat 59. (Sekretärin: Frau Paula Allmayer.)

Arbeitsgemeinschaft Amsterdam: Amsterdam, De Lairessestraat 121. (E. d'Oliveira.)

Arbeitsgemeinschaft Brünn (Tschechoslowakei): Brünn, Neugasse 20. (Obmann: Dr. Neumarck; Schriftführerin: Fachlehrerin Soffe.)

Arbeitsgemeinschaft Trieste (Italia): Geschäftsstelle: Trieste, Barcola-Riviera 25 (Frau Dr. Stock. — Leiterin: Dr. med. Adele Horvat, Abbazia, Casa di Cura Dr. Horvat).

Arbeitsgemeinschaft Rotterdam: Rotterdam, Eendrachtsweg 12. (Ir. J. W. C. Boks.)

Arbeitsgemeinschaft Dordrecht (Holland): Dordrecht, Hallinglaan 4. (Fräulein M. J. A. M. van Geelen.)

Chicago Society for Individual Psychology: Mrs. C. L. Menser, secretary, 1120 Lake Shore Drive, Chicago, Ill., U. S. A. — Chairman: Prof. Dr. A. R. Radcliffe-Brown, Chicago.

Die einzelnen Vereine und Arbeitsgemeinschaften erteilen Auskunft in allen einschlägigen Fragen.

Herausgeber, Eigentümer, Verleger: Dr. Heinz Sternberg, Wien, I., Seilerstätte 15.
Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Ladislaus Zilahi, Wien, VI., Joanelligasse 6.
Druck: Ferdinand Berger, Horn, Niederösterreich.

LITERATUR DER INDIVIDUALPSYCHOLOGIE:

DR. ALFRED ADLER: **Der Sinn des Lebens.** 1934. Verlag Dr. Rolph Passer (vorm Dr. H. Epstein), Wien-Leipzig. 205 Seiten. Zweite Auflage. — Holländische, griechische, tschechoslowakische und polnische Übersetzungen in Vorbereitung.

Livets mening. Bokförlaget Natur och Kultur. Stockholm, 1934.

El sentido de la vida. Editor Louis Miracle. Barcelona, 1935.

Menschenkenntnis. 4., verbesserte Auflage. Leipzig, S. Hirzel. 1931. VIII und 226 Seiten. RM. 7.20, Ganzleinen RM. 9.—. — Englisch: Understanding Human Nature. Translated by Walter Béran Wolfe. New York, 1928, 5. Aufl. Greenberg Publisher. — Holländisch: Menschenkenntnis. Geautorizeerde Vertaling van P. van Schilfgaarde. Utrecht 1932, Erven J. Bijleveld. — Dänisch: Menneskekundskab. Autoriseret Oversaettelse for norge og Danmark auf Otto Gelsted. 1930, Oslo & Kopenhagen, Martin Forlag. — Spanisch: Conocimiento del Hombre. Traducido por Humberto Bark. 1. Aufl. Madrid 1931. Espasa Calpe S. A. — Schwedisch: Verlag Erdtracht, Stockholm.

Praxis und Theorie der Individualpsychologie. IV. Aufl. München, J. F. Bergmann. 1930. VII, 245 Seiten. RM. 11.50, geb. RM. 13.15.

Praxis and Theory of Individual Psychology. II. edition. London, Kegan Paul. 1927.

Über den nervösen Charakter. IV. Auflage. München, J. F. Bergmann. 1928. RM. 9.45, geb. RM. 10.80.

Le Temperament Nerveux. Übersetzt von Dr. Roussel. Paris, Edition Payot. 1926.

The Pattern of Life. With an Introduction by Dr. W. Béran Wolfe. Cosmopolitan Book Corporation. New York, 1930. 273 pag. Doll. 3.—.

Das Problem der Homosexualität. München, Ernst Reinhardt. 1917. (Vergriffen.)

Das Problem der Homosexualität. Erotisches Training und erotischer Rückzug. Verlag S. Hirzel, Leipzig. 1930. VIII und 110 Seiten. Kartoniert RM. 4.—.

Die andere Seite. Eine massenpsychologische Studie über die Schuld des Volkes. Wien, Leopold Heidrich G. m. b. H. 1919.

Studie über Minderwertigkeit von Organen. München, J. F. Bergmann. 1927. VII, 92 Seiten. RM. 3.78. (Die erste, vergriffene, Ausgabe ist im Verlage Urban & Schwarzenberg, Berlin-Wien, 1907 erschienen.)

Individualpsychologie in der Schule. Vorlesungen für Lehrer und Erzieher. Leipzig, S. Hirzel. 1929. III und 114 Seiten. RM. 5.—, Ganzleinen RM. 6.30. (Vergriffen.)

La Psicologia individual en la Escuela. Ediciones de la Revista de Pedagogia. Madrid.

Schwer erziehbare Kinder. Zweite Auflage. Dresden (Buchholz-Friedewald), Verlag Am andern Ufer. 1927.

Die Technik der Individualpsychologie. Erster Teil. **Die Kunst, eine Lebens- und Krankengeschichte zu lesen.** München, J. F. Bergmann. 1928. RM. 6.75, gebunden RM. 8.10. Zweiter Teil. **Die Seele des schwererziehbaren Schulkindes.** München, J. F. Bergmann. 1930. Geheftet RM. 9.—, gebunden RM. 10.35.

The case of Miss R. The Interpretation of a Life Story. Translated by Eleanore and Friedrich Jensen M. D. New York, Greenberg Publ. 1928.

Problems of Neurosis. A book of case-histories. Edited by **Phillip Mairet.** With a preface by **F. G. Crookshank.** London, Kegan Paul, Trench, Trubner & Co., Ltd. 1929. XXXVII and 178 pag.

The Case of Mrs. A. (The Diagnosis of a Life-Style.) With a foreword of **F. G. Crookshank.** 1931. London, The C. W. Daniel Company.

What Life should mean to you. Little, Brown & Co., Boston. 1931. Doll. 3.—.

Liz. **Ernst Jahn** und Prof. Dr. **Alfred Adler: Religion und Individualpsychologie.** Eine prinzipielle Auseinandersetzung über Menschenführung. 1933. Verlag Dr. Rolph Passer (vorm. Dr. H. Epstein), Wien-Leipzig. 100 Seiten. Zweite Auflage.

ADLER, FURTMÜLLER u. WEXBERG: **Heilen und Bilden.** Ein Buch der Erziehungskunst für Ärzte und Pädagogen. Dritte, neubearbeitete Auflage. Redigiert von Erwin Wexberg. München, J. F. Bergmann. 1928. VII, 355 Seiten. RM. 12.60, gebunden RM. 14.05.

FERDINAND BIRNBAUM: **Die seelischen Gefahren des Kindes.** Ein individualpsychologischer Wegweiser zur Verhütung der Schwererziehbarkeit. VI und 123 Seiten. Verlag S. Hirzel, Leipzig. 1931. RM. 4.50.

AUGUST CESAREC: **Psihoanalisa i individualna psihologija.** Verlag Kajižara Merkantile, Zagreb (Masarykova ul. 9). 1932. 100 Seiten. Dinar 20.—.

LEONHARD DEUTSCH: **Individualpsychologie im Musikunterricht und in der Musikerziehung.** Ein Beitrag zur Grundlegung musikalischer Gemeinkultur. Leipzig, 1931. Steingräber Verlag. 208 Seiten. Halbleinen RM. 3.60.

DR. RUDOLF DREIKURS: **Seelische Impotenz.** Leipzig, S. Hirzel. 1931. RM. 4.50.

Einführung in die Individualpsychologie. Leipzig, S. Hirzel. 1933. IV, 96 Seiten. RM. 2.—.

Das nervöse Symptom. Verlag Moritz Perles, Wien und Leipzig. 1932. Preis: S 2.—.

Alfred Adlers Individualpsychologie. (Holländisch.) J. M. Bredee's Uitgevers-Maatsch. Rotterdam, 1934.

An Introduction to Individual Psychology. Kegan Paul. London, 1935.

DU UND DER ALLTAG: **Eine Psychologie des täglichen Lebens.** In Gemeinschaft mit Freunden der Individualpsychologie herausgegeben von **Johannes Neumann.** Berlin W 9, Martin Warneck. Kartoniert RM. 5.50.

FRAGEBOGEN **zum Verständnis und zur Behandlung schwer erziehbarer Kinder.** Verfaßt und erläutert vom Internationalen Verein für Individualpsychologie. Wien 1924.

DR. SOPHIE FREUDENBERG: **Erziehungs- und heilpädagogische Beratungsstellen.** Leipzig, S. Hirzel. 1928. RM. 5.40, Ganzleinen RM. 6.70.

DR. CARL FURTMÜLLER: **Ethik und Psychoanalyse.** München, Ernst Reinhardt. 1912. RM. 1.—.

EYÜP HAMDI BEY: **Ferdî Ruhiyat.** Her hakki mahfuzdur. Nesreden. Yeni Anadolu müesesesi. Konya, 1933.

HANDBUCH DER INDIVIDUALPSYCHOLOGIE: In Gemeinschaft mit zahlreichen hervorragenden Individualpsychologen herausgegeben von **Dr. Erwin Wexberg.** München, J. F. Bergmann. 1926. XII und 864 Seiten. RM. 41.85, gebunden RM. 44.—.

Fortsetzung auf der vierten Umschlagseite

DR. ARTHUR HOLUB: **Die Lehre von der Organminderwertigkeit.** Verlag S. Hirzel, Leipzig. 1931. RM. 4.—.

INDIVIDUUM UND GEMEINSCHAFT: Schriften der Internat. Gesellschaft für Individualpsychologie. Herausgegeben von **Dr. Alfred Adler, Dr. Leonhard Seif, Otto Kaus.** München, J. F. Bergmann. Jedes Heft steif brosch. Bisher erschienen: JOHANNES NEUMANN: **Die Gefühle und das Ich.** 1926. RM. 3.24. — Dr. med. ALEXANDER NEUER: **Mut und Entmutigung.** Die Prinzipien der Psychologie Alfred Adlers. 1926. RM. 1.35. — OTTO KAUS: **Die Träume in Dostojewskis „Raskolnikoff".** 1926. RM. 3.—. — ELISABETH BELLOT: **Individualpsychologie und Schule.** 1926. RM. 2.43. — SOFIE LAZARSFELD: **Die Ehe von heute und morgen.** 1927. RM. 2.70. — Professor Dr. FOLKERT WILKEN: **Die nervöse Erkrankung als sinnvolle Erscheinung unseres gegenwärtigen Kulturzeitraumes.** Eine Untersuchung über die Störungen des heutigen Soziallebens. 1927. RM. 3.78.

DR. ERNST KAHANA: **A freudizmus után. Bevezetés Adler Alfred individualpszichologiájába.** (Jenseits des Freudismus. Einleitung [ungarisch] in die Individualpsychologie Dr. Alfred Adlers.) Brasov, Str. Portilor 64—66. Rumänien. Wilhelm Grünfeld & Co. 1924. Preis 40 Lei.

OTTO KAUS: **Der Fall Gogol.** München, Ernst Reinhardt. 1912.

PROF. DR. GEORG KLATT: **Psychologie des Alkoholismus.** Ein Versuch. Carl Marhold Verlag, Halle a. S. 1932.

SOFIE LAZARSFELD: **Kleist im Lichte der Individualpsychologie.** Sonderabdruck aus dem Jahrbuch der Kleist-Gesellschaft 1925—1926. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 1927. — **Erziehung zur Ehe.** Verlag Moritz Perles, Wien-Leipzig. 1928. 95 Seiten. Broschiert S 3.60. (Eine bulgarische Übersetzung dieses Buches ist im Verlage W. Pawurdieff, Sofia, unter dem Titel „Wazpitanie za braka-predbracna pedagogika", eine russische Übersetzung „Vozpitanie z brakiu" im Verlag Orient, Riga, 1928, 88 Seiten 8°, erschienen. — **Wie die Frau den Mann erlebt.** Verlag für Sexualwissenschaft, Leipzig-Wien, 1931. 331 Seiten, RM. 12.—. (Serbische Übersetzung: Kako Zena Dozivljuje Muškarca, von Tomasič, mit Einleitung von Dr. Aleksander D. Kostič. Verlag Svetlost. Beograd, 1933. — Englische Übersetzung: Rythme of Life. Publ. Greenberg. New York. 1934.) — **Rythme of Life. A guide to sexual harmony for women.** Publ. Routledge, London.

DR. DEMETRIOS MORAITIS: *Ἡ Ἀτομικὴ ψυχολογία* (Individualpsychologie). 316 Seiten. Verlagsbuch handlung Johan. Sideris, Athen. 1930. Preis geb. RM. 5.50.

PROF. H. MUTSCHMANN (DORPAT): **Der andere Milton.** Bonn und Leipzig, Kurt Schroeder. 1920. — **Milton und das Licht.** Halle a. d. Saale, Max Niemeyer. 1920.

OBERAMTSRICHTER DR. OTTO NAEGELE: **Richter und Jugendlicher.** Selbstverlag. Vergriffen. — **Der Erziehungsgedanke im Jugendrecht.** Beiträge zur kriminalpädagogischen Reform. Leipzig, Ernst Oldenburg. 1925.

DR. JOHANNES NEUMANN: **Psychiatrische Seelsorge im Lichte der Individualpsychologie.** 2. Auflage. Schwerin i. Meckl., F. Bahn. 1927. RM. 1.20.

DR. D. E. OPPENHEIM: **Dichtung und Menschenkenntnis.** Psychologische Streifzüge durch alte und neue Literatur. München, J. F. Bergmann. 1926. LXXXIV, 262 Seiten. RM. 8.10.

RICHTIGE LEBENSFÜHRUNG. Volkstümliche Aufsätze zur Erziehung des Menschen nach den Grundsätzen der Individualpsychologie. Herausgegeben von **Sofie Lazarsfeld.** Wien u. Leipzig, Moritz Perles. 1926. (Jedes Heft S —.80 [RM. —.50].) Bis jetzt erschienen: **Sofie Lazarsfeld: Vom häuslichen Frieden. — Dr. Erwin Wexberg: Seelische Entwicklungshemmungen. — Dr. Margret Hilferding: Geburtenregelung. — Dr. Leopold Stein: Die Sprache des Kindes und ihre Fehler. — Dr. Alfred Adler: Liebesbeziehungen und deren Störungen. — Martha Holub: Geschwisterkampf. 1928. — Hilde Krampflitschek: Elternliebe. — Aus der Schule geplaudert** (von einem Lehrer). — **Sofie Lazarsfeld: Sexuelle Erziehung.**

DR. EUGEN SCHMIDT: **Das Verbrechen als Ausdrucksform sozialer Entmutigung.** Verlag J. Schweitzer, München-Berlin-Leipzig. 1931. RM. 3.40.

DR. PAUL SCHRECKER: **Henri Bergsons Philosophie der Persönlichkeit.** Ein Essay über analytische und intuitive Psychologie. München, Ernst Reinhardt. 1912. RM. 1.50.

HEDWIG SCHULHOF: **Individualpsychologie und Frauenfrage.** München, Ernst Reinhart. **Henrik Ibsen. Der Mensch und sein Werk im Lichte der Individualpsychologie.** Reichenberg, Erich Spiethoff. 1923. 20 tschech. Kronen.

DR. HUGO SPERBER: **Todesgedanke und Lebensgestaltung.** Verlag Moritz Perles, Wien-Leipzig. 1930.

TECHNIK DER ERZIEHUNG, herausgegeben von **Sofie Lazarsfeld.** Leipzig, S. Hirzel. 1928. RM. 10.80, Ganzleinen RM. 12.—.

DR. ERWIN WEXBERG: **Ausdrucksformen des Seelenlebens.** Kampen (Sylt), Niels Kampmann Verlag. RM. 3.30, gebunden RM. 4.50. — **Das nervöse Kind. Ein Leitfaden für Eltern** und Erzieher. Wien und Leipzig, Moritz Perles. S 3.60 (RM. 2.30). — **Your Nervous Child.** Translated by Walter Béran Wolfe, M. D., F. R. S. M. — New York, A. & C. Boni. 1927. Doll. 1.75. — **Die individualpsychologische Behandlung.** In „Die psychischen Heilmethoden", herausgegeben von **Dr. Karl Birnbaum.** Leipzig, Georg Thieme. 1927. Seite 297—367. RM. 18.60, gebunden RM. 21.—.
Individualpsychologie. Eine systematische Darstellung. 2., verbesserte Auflage. Leipzig, S. Hirzel. 1931. VIII und 342 Seiten. Oktav. RM. 9.50, Ganzleinen RM. 11.50. — **Individual psychological treatment.** Translated by Arnold Eiloart. London W. C. 1. 46 Bernard Street. Publ. The C. W. Daniel Company. 6/-net.
Einführung in die Psychologie des Geschlechtslebens. Leipzig, S. Hirzel. 1930. VI und 120 Seiten. Kartoniert RM. 4.—. — **Sorgenkinder.** Leipzig, S. Hirzel. 1931. VIII und 150 Seiten. Oktav. Kartoniert RM. 5.—, Ganzleinen RM. 6.50.
Arbeit und Gemeinschaft. Leipzig, S. Hirzel. 1932. VIII und 121 Seiten. RM. 4.—, Ganzleinen RM. 5.50.

Sämtliche hier angeführten Werke sind durch die „Internationale Zeitschrift für Individualpsychologie", Wien, VI., Joanelligasse 6, oder durch die Buchhandlung Perles, Wien, I., Seilergasse 4, zu beziehen.